

GOTTLIEB EDER

DER FISCHER
UND DAS
FREMDE
WASSER

EINE LIEBESERKLÄRUNG AN DIE
FEDERKRAFT DER RUTE UND
UNSEREN PLANETEN

UNENDLICHE WEITEN ZWISCHEN DEN KULTUREN, UNBÄNDIGE KRAFT DER SCHÖPFUNG AM HAKEN.

Die Sehnsucht nach gewaltigen
Flusslandschaften lockt uns in
unbekanntes Terrain. Nur hier können
wir sie finden, die wahre Freiheit des
Fliegenfischens. Irgendwo zwischen
Ninilchik, verwilderten Alpen und
mongolischem Wasser werfen wir den
Köder aus. Geplagt von sibirischen
Pferdebremsen, deren einziges Ziel unser
warmes Blut ist. Ermahnt von brechenden
Dämmen und dem Rückzug angetauter
Gletscher, die den unaufhaltsamen
Temperaturanstieg unseres Planeten zur
bitteren Gewissheit machen. Umzingelt
von gefährlichen Bären, deren bloßer
Prankenhieb tödlich sein kann. Trotz aller
Gefahren und Entbehrungen sind wir auf
der Jagd nach den urgewaltigsten Fischen
zwischen Alaska, Österreich und Asien.
Bereit für den Fang unseres Lebens.



FÜR MEINE FRAU CHRISTINE,
SIE HAT MICH FÜR
DIE FLUSSABENTEUER
FREIGESPIELT.

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.*

Hinweis:

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die schriftlichen Ausführungen des Autors sind subjektiv. Das vorliegende Buch versteht sich nicht als Reise-Ratgeber.

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr. Weder Autor noch Verlag können für eventuelle Nachteile oder Schäden, die aus den im Buch vorliegenden Informationen resultieren, eine Haftung übernehmen. Eine Haftung des Autors bzw. des Verlags und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist ebenfalls ausgeschlossen.

Markenschutz:

Dieses Buch enthält eingetragene Warenzeichen, Handelsnamen und Gebrauchsmarken. Wenn diese nicht als solche gekennzeichnet sein sollten, so gelten trotzdem die entsprechenden Bestimmungen.

1. Auflage Dezember 2021
© 2021 edition riedenburg
Verlagsanschrift Adolf-Bekk-Straße 13, 5020 Salzburg, Österreich
Internet www.editionriedenburg.at
E-Mail verlag@editionriedenburg.at

Lektorat Mag. Bernadette Gotthardt

Bildnachweis Cover: © Gottlieb Eder
Fotos Alaska und Asien: © Gottlieb Eder
Fotos Österreich: © Marco Boeschstein
Zeichnungen: © Gottlieb Eder

Satz und Layout edition riedenburg
Herstellung Books on Demand GmbH

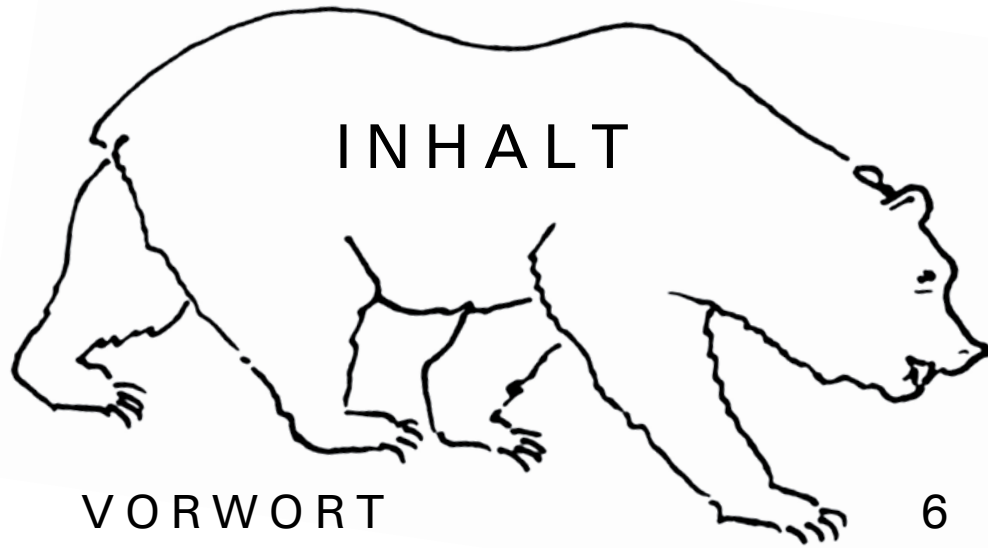
ISBN 978-3-99082-076-6

GOTTLIEB EDER

DER FISCHER
UND DAS
FREMDE
WASSER

EINE LIEBESERKLÄRUNG AN DIE
FEDERKRAFT DER RUTE UND
UNSEREN PLANETEN

 edition
riedenburg



INHALT

VORWORT

6



ALASKA

9

NINILCHIK – Geheimtipp für Fischer und Muschelsammler	16
HOPE – Buckellachse locken Fleischfischer	24
CHINOOKS – Kampfstarke Riesen	32
PRALLHANG – Gefährlicher Übermut	41
BÄRENSPUREN – Pelzige Botschaften	48
MATERIALSCHWUND – Die Rache der Rotlachse	56
VALDEZ – Wehrhafte Knutschnasen	63
HUNDSLACHSE – Restwasser und Öl	69
BELUGA LAKE – Silbrige Sternstunden	76
LACHSFARM – Schweinerei mit dem Fisch	85
JAGDFIEBER – Gefinkelte Methoden	89
BUSCHFLUG – Verrückte Mutprobe	96



ÖSTERREICH

105

ÄSCHENPROJEKT – Fahnenträger im Aufmarsch	110
RAUBBAU – Eier nach Fisch	119
CATFISH – Eine schuppige Stinkbombe	124
„GEBIRGSBARSCH“ – Tödliches Spülkonzept	132
LEBENSELEMENT – Sorgloser Umgang	140
URFORELLE – Ein genetischer Schatz	145
SCHNEEFORELLE – Arktische Verhältnisse	152
EISFISCHEN – Harte Typen	159



ASIEN

169

FLUGVERKEHR – Wahnsinn am Polarkreis	176
TAIMENPIRSCH – Frühsport im Nordlicht	185
JAKUTISCHE REISE – Verkorkste Flussfahrt	193
FRAUENLEID – Schlechte Nachrichten	208
SAISSANSEE – Seeraben	212
TRAUMSCHIFF – Nötigung	218
PFERDETRECKING – Schmerzhaftes Erfahrung	223
MONGOLISCHES WASSER – Ein gefährlicher Spaß	230
GELBSCHWANZÄSCHEN – Fliegenfischers Traum	236
IMODIUM – Pfiffige Idee	243

LITERATURLISTE

251



VORWORT

Lachse besitzen eine innere Uhr. Ihre Rückkehr aus den Weiten des Meeres in das Brackwasser ist meist höchst verlässlich. In Wellen steigen die Wanderfische, je nach Art und Flusssystem, zu ihren eigenen Geburtsplätzen auf.

Meine erste abenteuerliche Flussbefahrung und der Zielfisch Silberlachs entwickelten sich jedoch zum Reinfluss. Der „Coho Salmon“, wie die Einheimischen diesen Fisch respektvoll bezeichnen, machte sich rar in der „Susitna-Drainage“. Buschpiloten, Lodgebesitzer und einheimische Guides rätselten über die erhebliche Verschiebung der sogenannten Runs: Der geringe Schneefall des letzten Jahres und die spärlichen Niederschläge seien Schuld, meinten sie überzeugend. Kein Mensch nahm seinerzeit das Wort „Klimaveränderung“ in den Mund.

Jahrzehnte später wundern sich gar die Glaziologen. Weltweit ziehen sich die Gletscher zurück und der Masseverlust des „ewigen“ Eises ist bereits bedrohlich. Es ist gar von „galoppierenden“ Gletschern die Rede. Schneller als Nacktschnecken kriechen, gleiten manche steile Hanggletscher täglich mehr als zehn Meter talwärts.

Dem Symboltier Eisbär schmilzt buchstäblich sein Lebensraum unter den Pranken weg. Er ist ein ausgezeichnete Schwimmer. Trotzdem ist er nicht in der Lage, seine Beute – nämlich Robben oder Fische – im Wasser zu schlagen.

Die Probleme der Inuitkultur und der tierischen Polarbewohner kümmern die großen Konzerne keinen Deut. Ihre Gier richtet sich nun auf die leicht zugänglichen Rohstoffe und Lagerstätten der Region. Der Rückzug des Eispanzers in der Arktis löst geradezu einen Wettkampf aus. Die geopolitischen Spannungen verstärken sich.

Auch die Alpenregion ist keine Insel der Seligen mehr: Der Kitt zwischen den Gesteinen, der Permafrost, verliert nämlich an Bindungskraft. Mächtige Felsbrocken und Geröll folgen der Schwerkraft. Lokale Gewitterzellen und tagelanger Starkregen lösen Steinschlag und Muren aus. Die Flut reißt alles mit, was sich ihr in den Weg stellt. Verklausungen lassen die Wassermassen über die Ufer treten. Wertvoller Siedlungsraum wird verwüstet und der Schaden an Leib und Gut ist enorm.

Gegen sintflutartige Überschwemmungen sind wir Menschen machtlos. Längst halten sich die angeblichen 100-jährlichen Hochwasser nicht mehr an ihren Namen. Golfball große Hagelgeschosse zerstören innerhalb weniger Minuten die gepflegten Kulturen. Ein paar Bergrücken weiter sackt durch eine Hitzewelle gar der Grundwasserspiegel bedrohlich ab. Der niedrige Pegelstand

von Bächen und Flüssen, sowie die geringe Sauerstoffsättigung des Wassers verlangen ein Aussetzen der Fischerei. Der zusätzliche Stress würde viele Flosenträger das Leben kosten.

Dürreperioden in afrikanischen Staaten und anderswo vernichten die Ernte. Verwüstet ist das Land. Das Vieh verdurstet. Kinder, Kranke und die Alten, die schwächsten Glieder der Gesellschaft, verhungern qualvoll auf Raten. Wanderheuschrecken fressen das letzte Grün.

Millionen Menschen, die an den Küsten leben und vor dem ansteigenden Meeresspiegel oder wiederkehrenden Tornados flüchten müssen, sind auch Leidtragende der hausgemachten Erderwärmung. Wirbelstürme fressen eine regelrechte Schneise in die Landschaft. Zurück bleiben Tod, Seuchen und Zerstörung. Konflikte um Süßwasser und Land sind die Folge. Nicht umkehrbar ist diese Migration.

Der Rückzug des Permafrostbodens in der walddichten Taiga birgt neue Gefahren. Gewaltige Mengen an brennbarem Methan werden frei. Knapp unter der Erdoberfläche angesammelte Gasblasen entzünden sich schlagartig durch einen Blitzschlag. Der Wald brennt. Auf diese Weise wird das Rad der Erderwärmung weiter beschleunigt.

Doch nicht nur in den von der Sommerhitze geplagten Ländern brennt es lichterloh. Auch in unseren gemäßigten Breiten sind Waldbrände keine Seltenheit mehr. Die Löscharbeiten in schwierigem Gelände sind teils undurchführbar.

Was nützen die Versprechungen auf den Weltklimakonferenzen, wenn die Regierungen weiterhin, auf Teufel komm raus, auf die fossilen Energieträger setzen. Unvermindert hält der Raubbau von Kohle, Erdgas und Öl an. Stetig steigt die Konzentration von Kohlendioxid, dem gefährlichsten Treibhausgas, auf neue Höchstwerte. Die Temperaturerhöhung unter zwei Grad Celsius zu halten, bleibt vermutlich ein Wunschdenken.

Was dann? Wohin dann mit Alaska?

Dieses Buch beinhaltet meine wichtigsten elementaren Naturerfahrungen. Mit ihnen traten bereits vor vielen Jahren einschneidende Beobachtungen diverser klimatischer Veränderungen zutage.

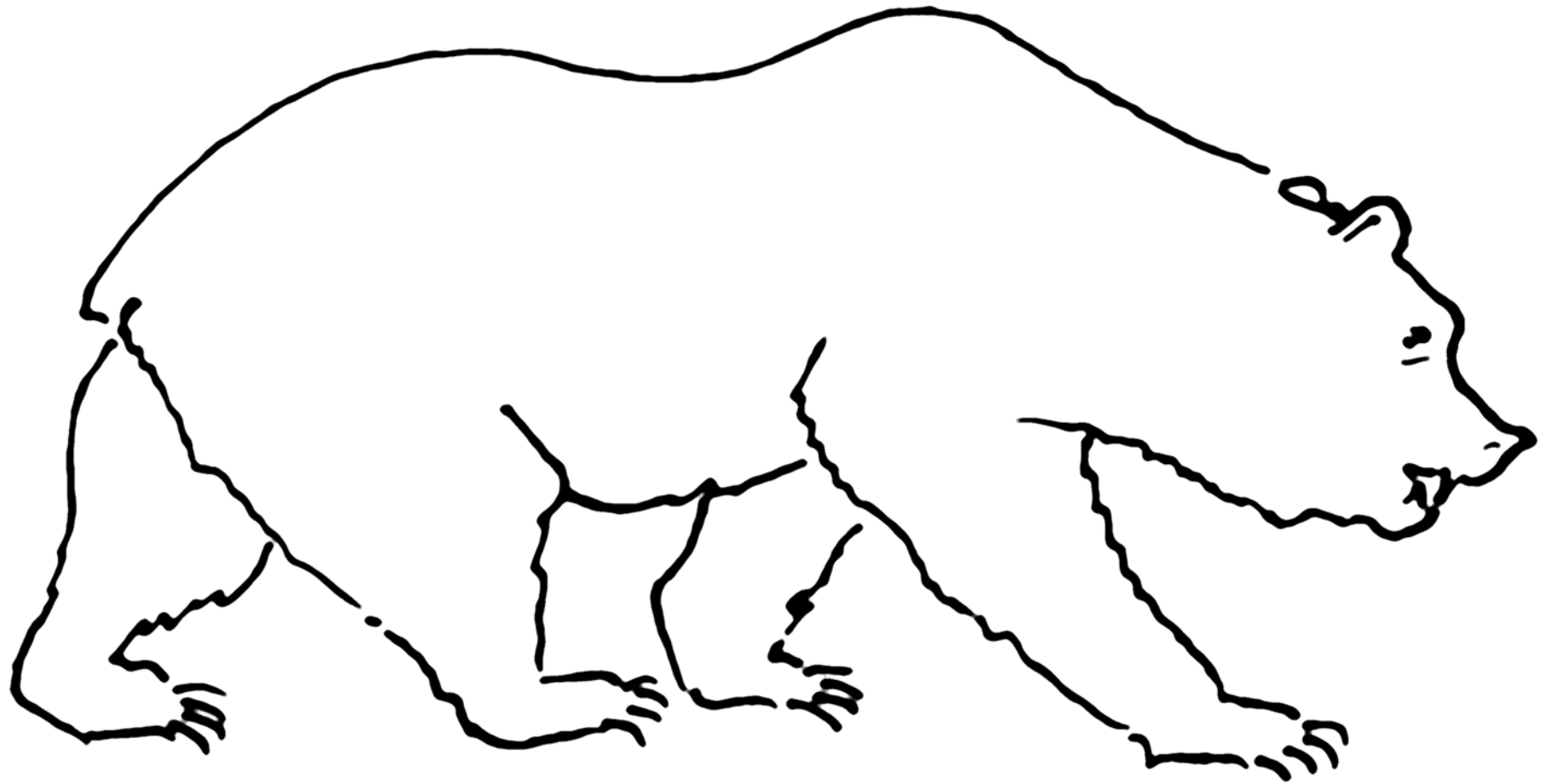
Doch nicht allein über diese Berichte ich in „Der Fischer und das fremde Wasser“. Sondern vielmehr über die Ehrfurcht vor unserer großartigen Natur und allem, was sich im Wasser und an Land tummelt.

Den Daheimgebliebenen möchte ich somit Einblicke in fremde Gebiete ermöglichen. Und allen echten Weltreisenden die Möglichkeit, sich mit meinen abenteuerlichen Erlebnissen in der Fremde zu messen.

Gottlieb Eder



ALASKA







Begehrtes Muschelfleisch



Abschied von der Zivilisation



*Fischereigeschäft
im Alaskastil*



*Mäander des
Alexander Rivers*



Kreative Heilbuttwerbung



Gefrorener Strom

HOPE – BUCKELLACHSE LOCKEN FLEISCHFISCHER

Am Hindernis entwurzelter Bäume scheiterte unsere Schlauchbootfahrt vor rund einer Woche. Ein wilder Fluss, weit im Westen Alaskas. Ins Verderben trieb uns die scharfe Strömung des Nebenarmes. Unvorbereitet überraschte uns eine Wehr aus querliegendem Holz. Kein Schlupfloch, kein Anlanden und kein Durchkommen. Gleichsam einem wilden Mustang warf uns der botanische Schranken ab. Samt Boot, mit Mann und Maus, blitzschnell zum unfreiwilligen Tauchgang genötigt.

Um Haaresbreite ertranken wir nach dem Kentern nicht wie Bisamratten in der nassen Falle. Allzu leicht verheddert sich die Kleidung im steifen Geäst der Sitka-Fichten unter Wasser. Knapp wird die Luft. Rasch kriecht die Kälte bis in die Knochen. Zudem erdrückt das Gewicht einer mit Gletscherwasser gefüllten Wathose jeden Schwimmversuch. Wenige Tropfen Wasser in der Lunge und vernachlässigbare Kratzer am eigenen Leib waren zu beklagen. Verschmerzbar Verluste an Fischereizeug sowie eine abgesoffene Spiegelreflex- und eine streikende Filmkamera waren der Preis für die Freiheit in der Wildnis. Mit gewissen Ausfällen ist immer zu rechnen. Feuchtigkeit ist nun mal der Tod für empfindsame Technik.

Eine schlanke Landzunge reckt sich weit in die Kachemak Bay hinaus. Haufenweise säumt gestrandetes Treibholz das sandige Ufer. Die Skulpturen ziehen den Blick an und dahinter spiegeln sich die schneebedeckten Kenai Mountains im Salzwasser. Bunte Boote stehen mit den gepflegten Holzhäusern auf Stelzen im malerischen Wettbewerb. Fast aufdringlich bieten Charterunternehmer ihre Fangboote, Ausrüstung und Crew für das Fischereivergnügen auf die flachen Fische oder Lachse an. Eine Mär sind die leicht zu fangenden Lachse im „Fishing Hole“, einem künstlich angelegten See mit Besatz. Entweder ist das Loch leergefischt oder die verbleibenden Fische ste-

hen mit abgerissenen Ködern im Kiefer vergrämt am Grund. Zudem hält sich bekanntlich die Beißlust der Königslachse in Grenzen.

In Homer greifen wir nach dem Strohalm einer halben Heilbuttausfahrt. Das Personal in den aufgesuchten Agenturen ködert uns mit Fanggarantien und dicken Fotoalben, wo Teilnehmer der Ausfahrten vor Freude beinahe den Schleim von den erbeuteten Plattfischen schlecken. Allein, der Haken an der Sache ist, dass freie Bootsplätze erst am übernächsten Tag locker zu haben sind. Das fischlose Klinkenputzen kratzt am Nervenkorsett. Es zermürbt uns. Die Zwickmühle macht anfällig für falsche Entscheidungen. Zur Eile drängt der Übergabetermin unseres Fahrzeuges. Wie simple Anfänger lassen wir uns quasi von einem Hafemarktschreier aufreißen. Statt der üblichen Ausfahrt in aller Herrgottsfrühe will er mit seinen Gehilfen heute noch das milde Abendlicht für einen erfolgreichen Fischzug nützen. Schier geblendet von seinen Versprechungen und der Prahlerei über die allerbesten Plätze, willigen wir gerne in das Geschäft ein. Wir erhalten die begehrte Lizenz und der Typ ein Bündel Dollarscheine. Wahrlich nicht billig ist gesunder Fisch aus dem Pazifik.

Weitere Touristinnen und Touristen finden an den Argumenten des Kapitäns keine Schuppe in der Suppe. Auch sie steigen erwartungsvoll an Bord des Kutters. Zwei geschlagene Stunden brettern wir den reichen Fanggründen entgegen. Wobei ich den Verdacht nicht loswerde, dass die Kosten des Dieselverbrauches eine geringe Rolle spielen. Wir genießen den Fahrtwind und die atemberaubende Kulisse der schneebedeckten Berge entlang der Halbinsel.

Ohne gesetzten Anker dümpelt der umgebaute Fischkutter im zunehmenden Wellengang. Unauffällig überreichen einige Teilnehmer das Leihgerät mit der schweren Multirolle dem Personal. Mit kreidebleichem Gesicht und wortkarg verschwinden sie in den ruhigen Bauch des Schiffes. Vereinzelt fischende Nachbarn – das Heben und Senken des Köders über dem Meeresgrund ist ohnehin eine eher stupide Angelegenheit – klagen über Übelkeit und Gleichgewichtsstörungen. Vom Brechreiz geplagt entleeren die Armen ihren Mageninhalt an der Reling. Anschließend torkeln sie gleichsam wie schwer Betrunkene unter Deck.

Laufend wächst der Freiraum an Bord durch den Ausfall der Seekranken. Die Butte mit dem schneeweißen Fleisch haben nicht mehr die Qual der Köderwahl. Trotzdem bleibt die Durchschnittsgröße weit unter jener auf den Reklamefotos. Der Reihe nach gaffen die Helfer die geschockten Fische an, um sie nach dem Augenschein der Kunden wieder zum Wachsen zu entlassen. Keiner will die platten Zwerge abschlagen. Allmählich treibt der Sturm immer höhere Wellenberge gegen den Rumpf des Bootes. Kaum eine volle Stunde verbleibt uns Standhaften noch die Hoffnung auf das Fischerglück, ehe der Kapitän die Entscheidung zur Rückfahrt in den sicheren Hafen trifft. Recht ist den Kranken



der neue Kurs, die anderen murren in Unverständnis. Auch uns bleibt pro Mann eine Dublette verwehrt, aber schließlich trägt der Seebär Verantwortung für die Sicherheit seiner Passagiere und für den Kahn.

Am Südufer des Turnagain-Arms liegt das Dörfchen Hope. Die Gründung des Dorfkernes fällt mit den entdeckten Goldflittern und Nuggets im „Resurrection Creek“ zusammen.

Aus dem schwarzen Sand des Flusses wurde Gold gewaschen, noch ehe der Goldrausch in Dawson oder Nome eine wahre Völkerwanderung auslöste. Ein paar Schüsselschwenker hatten seinerzeit die Whiskyidee, dass der Familienname des nächsten Menschen, der vom Schiff aus das Land betritt, quasi als Taufpate für die Ortsbezeichnung erhalten darf. Innerhalb kürzester Zeit wuchs die Bevölkerung auf einige Tausende an, um in gleichlaufender Geschwindigkeit des Verebbens der Funde wieder in die Bedeutungslosigkeit zurückzufallen. Im Jahre 1964 zerstörte das Karfreitagsbeben einen Teil des Ortes.

Rund zweihundert Seelen erachten das halbe Geisterdorf immer noch als lebenswerten Platz. Zur Zeit der Lachsheimkehr wimmelt es von Fischern, Pseudogoldsuchern und Schaulustigen. Viele Familien bessern ihr Einkommen durch den Tourismus auf. Zum Ausbeuten der Tagesbesucher animiert die kurze Saison. Bemerkenswert ist auf alle Fälle, dass rund ein Viertel der Häuser an eigenen Quellen hängt. Eigenständig ist ihre Wasserversorgung. Verwehrt bleibt mir leider der Kontakt mit einem Dorfschullehrer. Aber ein Einheimischer bestätigt mir, dass insgesamt fünfzehn Schüler die Bildungspflicht mit seinem Sohn erleiden.

Unweit der „Sozialhalle“ – sie wurde 1902 errichtet und dient immer noch als Raum für gesellige Veranstaltungen und Gemeindeversammlungen – wartet ein gewaltiger Brunnentrog auf Glücksritter. Busweise werden die Gäste in das historische Goldgräbernest gekarrt, damit sie die ausgehändigten Pfannen im rechten Kniff schwenken. Angeleitet und motiviert werden sie von einem verwegenen Bartträger, der auf einem Quart, samt Gewehretui, zum Dienst anknattert. Ein Original ist der Typ. Trinkgeld erschleimend umrundet er seine Gruppe, die – brav wie Rindvieh an der Tränke – auf rechte Unterweisungen hofft.

Auffallend geschnitten werden die eigenen Geschlechtsgenossen. Dafür drückt sich der Kerl mit Rauschbart bevorzugt an die Frauen mittleren Alters heran. Eingestreute Witze lockern das Freizeitvergnügen auf. Oft beobachte ich schmunzelnd, wie sich der Mann fast übergriffig an die Weibsbilder presst, damit er mit seinen Pranken ihre gepflegten Hände fassen kann. Einem Tanze gleich überträgt er die Bewegung der kreisenden Schüssel auf die Frau. Nach wenigen Minuten hat die Dame den Dreh halbwegs erfasst und lässt mit Schwung den wertlosen Sand mit dem Wasser über den Tellerrand schwappen. Vorwiegend

in den Sandkübeln der Frauen stecken die glitzernden Flitter. Ihr Jubel spornt an. Die Stimmung steigt. Unbeschreiblich scheint das Gefühl, wenn ein einziges Körnchen Gold das Licht reflektiert.

Längst vorbei sind die glorreichen Zeiten des Goldrausches, dennoch zieht das organisierte und gesteuerte Waschen Fremde magisch an. Schmuggler, Gauner und Kriminelle, Pelztierjäger und Fallensteller lockte das Edelmetall einst. Ehrbare Männer verließen, vom Goldvirus gepackt, von einem Tag auf den anderen ihre Familien. Stärker als die Bindung an die eigene Sippe war der Lockruf des Goldes. Der Traum vom raschen Reichtum. Zu Fuß, auf dem Rücken von Maultieren und Pferden oder gar mit dem teuren Schiff, folgten sie den Spuren Tausender Abenteurer. John Griffith, besser als Jack London bekannt, beschrieb das Elend der Tragtiere unter der aufgebürdeten Last folgendermaßen: „Die Pferde starben wie die Moskitos im ersten Frost und verwesten haufenweise auf dem Weg von Skagway nach Bennet. Sie verendeten an Felsen, verhungerten, stürzten vom Pfad ab oder ertranken unter ihrer Last in Flüssen. Sie blieben vor Angst wiehernd im Schlamm stecken und versanken im Sumpf.“

Nicht einmal eine Patrone opferten von der Gier geblendete Menschen, um den vierbeinigen Gefährten von den Qualen zu erlösen. Mit Gewalt rissen sie die kostbaren Eisen den Tieren noch im Todeskampf von den Hufen.

Die gesetzlosen Zustände in den boomenden Goldgräberstädten kosteten vielen Glücksrittern das Leben. Unberechenbar machte die Macht des Goldes, gering war die Hemmschwelle, begraben das Gewissen. Raubmord und Totschlag standen auf der Tagesordnung. „Blutnuggets“.

Zahlreiche Digger litten an Skorbut und überlebten die harten Winter nicht. Andere schlitterten in schwere Depressionen oder verfielen König Alkohol. Tausende wiederum verließen die Claims ärmer, als sie gekommen waren.

Lebensmittelhändler, Sargmacher, Geldhaie und die Saloonbesitzer sowie die Damen des ältesten Gewerbes wurden reich.

Rascher als die heimkehrenden Pinks frisches Süßwasser durch ihre Kiemen pumpen, spricht es sich bis zur Wirtschaftsmetropole Anchorage herum, dass gesundes Eiweiß leicht zu erbeuten ist. Wer im langen und dunklen Winter des Nordens Fisch verzehren will, der muss während des Laichaufstieges die Gelegenheit bei den Kiemen packen. Rege Betriebsamkeit herrscht besonders an den Wochenenden. Mit Kindern, Hund und Großmutter rücken die mobilen Stadtnomaden an, um sich am Buckellachs schadlos zu halten. Kleinvieh macht bekanntlich reichlich Mist. Und wer die täglich erlaubte Stückzahl pro Familienmitglied ausreizt, der hat am Ende der Saison keinen Platz mehr in der Tiefkühltruhe.

Im Mündungsbereich schlängelt sich der Fluss, aufgeteilt in einige Arme, durch ein flaches Areal mit Wiesencharakter. Bei Ebbe begleitet ein Trockenbach-



bett mit kopfgroßen Steinen den Lauf. Aalglatt sind ihre Oberflächen und eine ständige Herausforderung für die Sprunggelenke. Auf dieser Seite stören keine hinderlichen Bäume die Flugangler. Der Abschnitt ist ein Paradies für Anfänger. Von jeder Flut werden die kleinsten Vertreter der Pazifischen Lachsarten förmlich in den „Resurrection Creek“ gespült. In Wellen treten die Lachsschwärme ihre Laichwanderung an. Der Überfluss ist die Garantie, dass kaum ein Fischer den Tag als „Schneider“ beschließt. Außer ein Greenhorn in Sachen Fischerei kämpft mit den Tücken des Gerätes und verwickelt sich in die eigene Schnur.

Ich lehne am Brückengeländer, der Hope Highway schneidet das fischreiche Wasser, und genieße vom erhöhten Standpunkt aus den Blick über das Dorf, das Flussdelta und gegenüber des Turnagain-Armes die großartige Kulisse der Bergkette. Unterhalb der Brücke steht eine schlichte Schlachtbank. Ständig tauchen aus dem Schatten des Waldes Fleischfischer auf, welche aus den Buckellachsen die kleinen Filets schneiden und die Abfälle zu einer angefügten Rutsche schieben. Innereien, Kopf mit kompletter Wirbelsäule, fette Bauchlappen sowie Flossenansätze und Rippenbögen gleiten wie am Fließband in den Fluss. Möwen zanken sich um die schwimmenden Reste. Hunde schnüffeln wohl am gestrandeten Eiweiß, finden aber die Abfälle nicht begehrenswert.

Stahlblau schimmern die feinen Schuppen der Rückenpartie, wenn die Pinks aus der Weite des Meeres in ihre angestammten Flussmündungen zurückfinden. Bereits im Brackwasser kommt es zur Ausprägung des Hochzeitskleides. Wobei neben der halbmondförmigen Pigmentierung oberhalb der Seitenlinie und auf der ganzen Schwanzflosse besonders die Kieferumformung der Milchener ins Auge sticht. Die Veränderung der Kiefer geht einher mit dem Rückzug des Zahnfleisches. Grimmiger wirkt das scharfe Gebiss. Eigentlich stimmt die bildhafte Gegenüberstellung mit einem Geierschnabel nicht, denn auch das Ende des Fischunterkiefers wölbt sich nach innen und lässt somit eher an riesige Pinzetten denken.

Der Nacken wächst sich zu einem gewaltigen Buckel aus. Der unglaubliche Aufwand bezüglich des Umbaus der Körperform ist kein Verpassen der Energiereserven, vielmehr ein augenfälliges Signal der genetischen Potenz. Die Missbildung der Männchen existiert nur in unserer menschlichen Wahrnehmung, denn Irrwege sind in der Evolution ziemlich selten. Das Gehabe mit dem Buckel erfüllt den Zweck. Die betörende Wirkung auf den Geschlechtspartner ist ein klassischer Trick, um die Hormone der Weibchen in Wallung zu bringen. Auch gilt das Prinzip der Erfolgreichen. Überlegene Milchener erhalten den Vorzug. Kranke, Schwächlinge und Kümmerlinge können sich nur in Ausnahmefällen am Reigen der verschmelzenden Geschlechtszellen beteiligen.

Diese Lachsart erspart sich in der Regel beschwerliche Aufstiege. Sie laicht bereits in den Unterläufen ab. Ganz wenige Populationen verspüren den Drang

in den Erbanlagen, bis in die Quellregionen vorzudringen. Rund zweitausend Eier setzen die Rogner in Schüben, auf mehrere Tage verteilt, in den Kiesgrund ab. Mehrere Milchener übernehmen die äußere Befruchtung. Sie sorgen dadurch für eine Streuung des Erbmaterials. Nichts von Inzucht hält die Evolution.

Nach dem Laichakt schlagen die Weibchen die unmittelbar hintereinanderliegenden Gruben wieder zu. Gar ihre letzten Kraftreserven stecken sie vor dem todsicheren Verenden in das Anhäufen eines gestreckten Laichhügels. Trotz versiegender Energie bemühen sich die Lachse um eine Bewachung ihrer Nachkommenschaft. Schon zu schlapp und dem Tode nahe, haben die Rogner keinen Einfluss mehr, wenn nachfolgende Laichtiere die Kiesnester wieder umschichten.

Kaum geschlüpft, macht sich die Brut noch im selben Winter auf die Flossen, um das reiche Planktonangebot im Brackwasser zu nutzen. Nach der Umstellung auf den Salzgehalt des neuen Lebensraumes stolchen die fingerlangen Junglachse entlang der Küste. Erst im Herbst ziehen die gewaltigen Schwärme in die Tiefe des Ozeans, um sich durch die vielfältige Kostpalette zu fressen. Innerhalb eines Jahres bringen sie im Durchschnitt bis zu zwei Kilogramm auf die Waage. Erstaunlich ist nicht nur die Gewichtszunahme, sondern auch der zweijährige Lebensrhythmus. Wegen der Buckellachse reist wohl kein Europäer nach Alaska. Gleichwohl ist es interessant zu wissen, dass die gewaltigsten Runs in den meisten Flusssystemen auf die geraden Kalenderjahre fallen.

Als Gast in diesem großartigen Land steht es mir nicht zu, einheimische Anglerkollegen anzuputzen, nur um selber in einer fleckenlosen Fliegenfischerweste dazustehen. Aber es ist schon überraschend, dass an der Küste viele Leute die gefährliche Alaskafliege – ein Riesendrilling mit Bleibeschwerung um den Schenkel – durch das Wasser ziehen, um Lachse zu reißen. Als fauler Trick entpuppt sich auch das per Gesetz verordnete Fliegenfischen an unzähligen Gewässern. Eine Bleiolive am Ende der Schnur erlaubt das weite Auswerfen mit der Spinnrute. Um den Schein zu wahren, hängt an einem Seitenast eine buschige Fliege. Die kleinen Buckellachse sind so zahlreich, dass sie auch von Anfängern mit dem leichten Gerät im Handumdrehen erbeutet werden. Das klare und seichte Wasser des Resurrection Creeks verrät die im Pulk stehenden Pinks.

Eng wie die Lachse reihen sich auch die Fischer an den Pools. Sie brauchen nicht die Leine in der Luft zum Wurf beschleunigen. Ganz im Gegenteil. Nur wenige Meter von der Rolle abgezogen, das genügt für den noblen Zweck. Der Partner zum Erfolg ist die leichte Strömung. Sie befördert die Fliege Richtung Fischmäuler. Unentwegt schnappen sich die beißfreudigen Lachse die mit Federn oder Haaren getürkten Haken. Auf Grund der verwendeten unfairen Vorfachstärken ist es keine Heldentat, so einen Buckellachs schnurstracks aus dem Wasser zu kurbeln. Fremd ist mir die mit Tierleid verknüpfte Begeisterung.



Ganze Familien stehen aufgefädelt wie die Perlen einer Gebetsschnur an aussichtsreichen Stellen. Kuschelhaft eng, fast mit Körperkontakt, bieten sie den Fischen eine Vielfalt von Fliegenmustern zur Auswahl an.

Gewohnt, zumindest an heimatlichen Gewässern, um einen fischenden Zunftkollegen einen weiten Bogen zu schlagen, auf dass seine ohnehin dürftigen Fangchancen nicht geschmälert werden, entferne ich mich von den Fleischfischern. Nicht, um in der unbeobachteten Einsamkeit die Fischereigesetze mit Füßen zu treten oder der Kreatur den Respekt zu versagen, sondern um mir die Lust an der nassen „Wayd“ zu erhalten. Ohne Stress darf ich mich der Lustfischerei auf die Buckellachse hingeben.

Nach einer kurzen Pirsch flussaufwärts entdecke ich eine reizvolle Stelle. Eine Schule von Lachsen nützt den Schatten und die Deckung eines entwurzelten Baumes, der in voller Länge quer über den Fluss hängt. Vereinzelt ragen blanke Aststummeln wie gewaltige Rechenzähne und Treibholzsammler fast bis auf den Gewässergrund. Natürlich ist mir das Hindernis als Vorfachfeind bewusst. Wickelt sich das Opfer am Haken erst einmal um das sperrige Holz, dann bringt es nur Ungemach für beide Beteiligte.

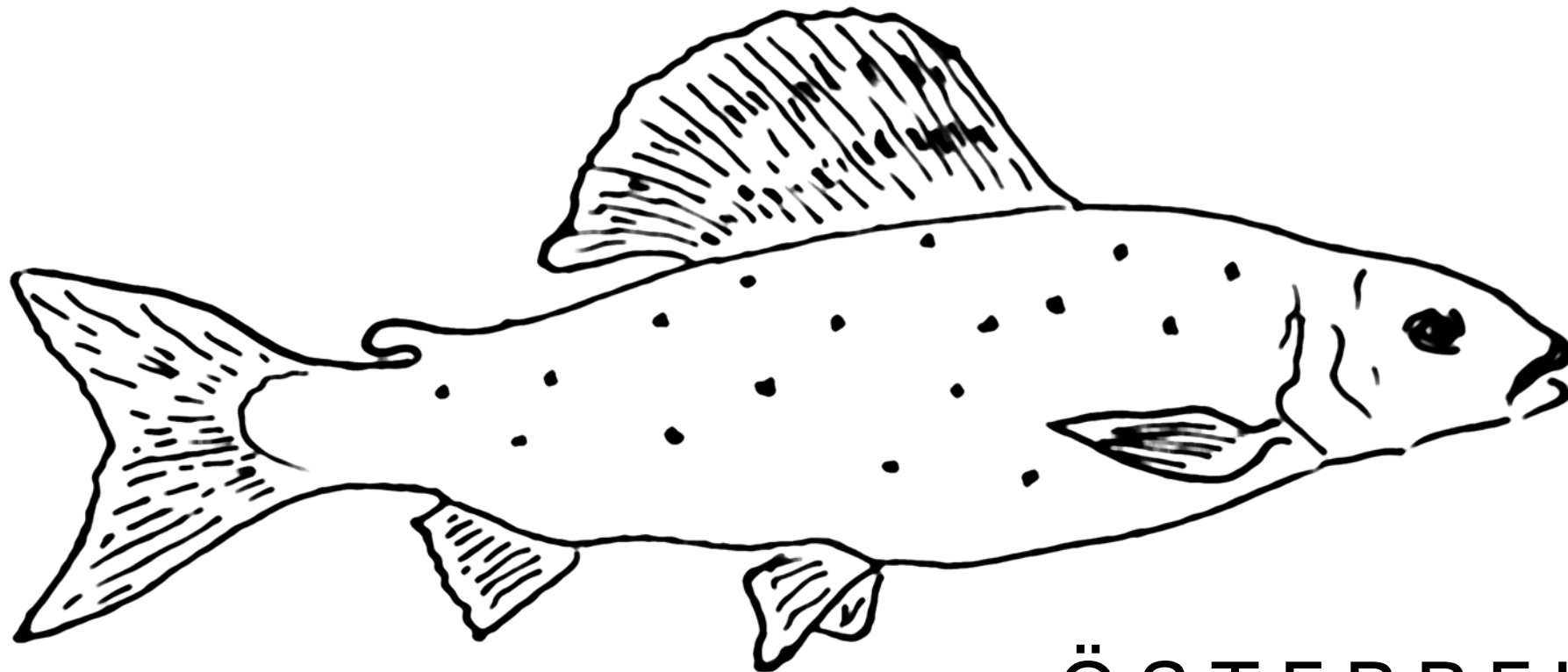
Dicht gedrängt rasten die Fische unter dem Schlagschatten. Viele finden keinen Platz und müssen als Vorhut ins freie Wasser ausweichen. Die Form der gedrängt schwänzenden Individuen bildet in der Masse eine breite Speerspitze. Mein Ziel sind die Anführer der bewegten Mäuler. In der Luft lote ich die Länge der Schwimmschnur aus und lasse ohne Bedenken die haarige Fliege ins Wasser plumpsen. Gleichmäßig füttere ich Schnur nach, damit sie im Tempo der Strömung den Köder transportiert. Das Muster driftet genau auf die ersten Fische zu. Ich rechne mit der Neidgesellschaft und mit dem Angriff eines Buckellachses. Weder beißfaul, launisch oder gar heikel sind die Zwerge unter den Pazifischen Lachsarten. Ehe der Fisch im Reflex sein Rettungsprogramm ausschütten kann, habe ich den wilden Kämpfer schon aus dem botanischen Gefahrenherd geführt. Angeltechnisch keine Komplikationen bereiten mir die halben Portionen.

Mit geringer Hebelwirkung drehe ich den bartlosen Haken schonend aus dem Kiefer. Nicht einmal meine Hände spürt der Fisch auf seiner Schleimhaut und schwimmt nach dem respektvollen Drill leicht verwirrt in die Strömung zurück. Gemächlich reiht er sich wieder in die Masse seiner Geschlechtsgenossen ein. Wohl bereits der erste Fisch muss meine artgerechte Behandlung seinen Wandergefährten mitgeteilt haben, denn ich hätte unzählige Fische aus dem Schwarm entführen können. Aber ich brauche keinen schmerzenden Arm oder Rutenbruch, um mich in Selbstbeschränkung üben zu können.

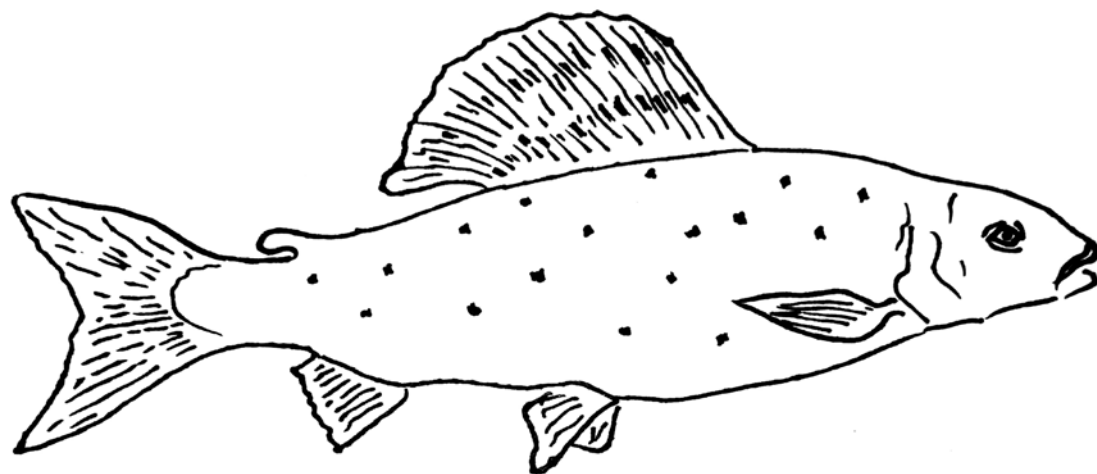
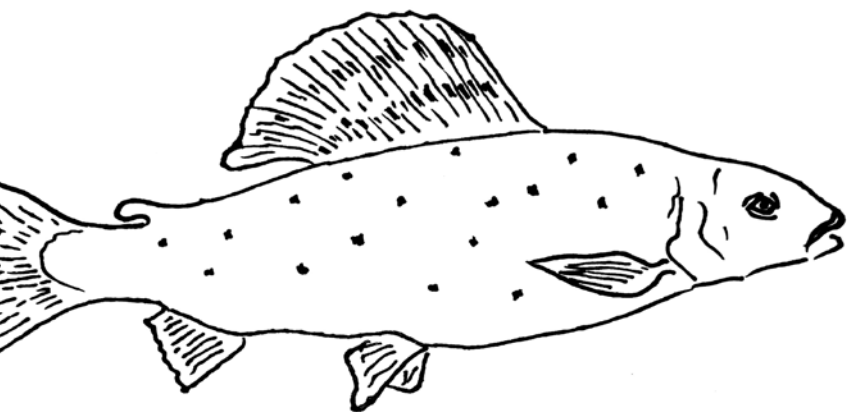
Meine Partner haben drei Portionsfische abgeschlagen und mir als Buschkoch, freiwillig genötigt, die Filets küchenfertig geliefert. Das Vergnügen am

Beuteerwerb ist stets mit der Pflicht zum Ausweiden verknüpft. Ein ungeschriebenes Gesetz auf unseren Reisen. Eher grau mit einem zarten Hauch von Rosa schaut das Fleisch aus der Bratpfanne. Verblüffend ist, dass die unterschiedliche Hautspannung ein starkes Wölben der Portionen hervorruft, obwohl ich wie immer fertig gemischtes Fischgewürz und Zitronenpfeffer verwende. In der Not futtert der Teufel Fliegen und wir halt Buckellachse.





ÖSTERREICH







Gebirgsbach



Petri Heil



Hintersee im Felbertal



Stattliche Urforelle



*Salzach auf Höhe
von Niedersill*



Fliegenfischer-Stilleben

CATFISH – EINE SCHUPPIGE STINKBOMBE

Kreativ verteilt im ganzen Auto liegen Vorfächer, Ersatzfliegendosen mit Inhalt, Kappen und Socken, sowie gänzlich unwichtige Dinge.

„Wo steckt bloß meine Rolle mit der Trockenschnur? Ich bin mir ganz sicher, ich habe sie in die rechte Außentasche der Weste gesteckt“, beruhige ich mich halblaut. Neuerlich drehe und wende ich das nützliche Kleidungsstück. Drücke von außen nach einem haptischen Befund und krame in sämtliche Taschen. Watstiefel und Kofferraum werden ohne Erfolg symbolisch auf den Kopf gestellt. Gewissenhaft untersuche ich den ganzen Innenraum des Fahrzeuges. Ungläubig schüttle ich dabei mein Haupt. Die Verunsicherung wächst. Auch unter den Sitzen ist der Schnurhalter nicht gerollt. Nichts, absolut nichts, keine Spur von dem für mich wertvollen Gerät.

Mit geschlossenen Augen verfolge ich in Etappen geistig den Weg zurück. Ein Geistesblitz verspricht Hoffnung. Abgelegt und vergessen habe ich die Rolle an der Einmündung des Wurfbaches, siebzehn Kehren weit ins Stubachtal hinauf, am Stausee Enzingerboden.

Ärgerlich ist der Aufwand. Zudem quält mich der wahrscheinliche Verlust. Schließlich ranken sich persönliche Erinnerungen um die geliebte Hardy-Rolle. Vergesslichkeit muss leiden. In der Aufregung verschwitze ich in der Regenjacke die fingerlange Äsche, die als Leckerbissen für den Haustiger gedacht war.

Flügel verleiht die Hoffnung. In Rekordzeit bewältige ich die Bergstraße. Praktisch ohne Gegenverkehr, außer freilaufendem Weidevieh, erreiche ich den Platz des Vergessens. Der Augenschein von der Brücke aus vermittelt ein friedliches Bild. Mit Schwung rauscht der Bach in den Speicher. Verwaist ist der Tatort. Weder den Fischerkollegen noch meine vergessene Rolle erblicke ich von dem erhabenen Standort aus. Der Ferndiagnose traue ich nicht über den Weg und steige die von vielen Fischerstiefeln ausgetretenen Naturstufen hinunter. An Ort und Stelle untersuche ich gewissenhaft das Umfeld. Einfach in Luft aufgelöst hat sich der Schnurhalter. Oder der Zunftkollege hat sich besorgt um das Utensil gekümmert, bevor sich Fremde das Sammelstück einverleiben könnten.

Nicht wissen kann er, dass mein Monogramm auf der Innenseite des Spulenrandes hauchdünn eingeritzt ist.

Einen halben Herbsttag lang zurück reichen die Wurzeln des Übels. Abgespielt hat sich Folgendes, aber alles der Reihe nach ...

Rund um den See warnen einige mickrige Tafeln vor der Gefahr einer Flutwelle. Abgestimmt auf die Verkehrsspitzen der Züge arbeiten die Turbinen das Wasser ab. Bereits nach wenigen Würfen nimmt das Rauschen des Wassers merklich zu. Überraschend flott verschwinden markante Steine unter dem steigenden Pegelstand des Sees. Auffallend ist, dass mit zunehmender Fließgeschwindigkeit und dem Wasserzulauf die Lebhaftigkeit der Fische kurz ansteigt. Die Zeitdauer des Schwellbetriebes beziehungsweise die Laufzeit der Turbinen lässt sich leider nicht abschätzen.

Als bald stellen die Fische im ungestümen Bereich ihre Beißlust ein. Feinfühlig spüren sie den weiteren Druckanstieg im Einleitungsbach und ziehen sich in das ruhige Wasser des Sees zurück. Vorbeugend wechsle ich zu einem sicheren Platz. Mit sehr bescheidenem Erfolg teste ich die Erfindung eines neuen Streamers. Um bei der Wahrheit zu bleiben, war der einzige Biss vermutlich ein kurzer Kontakt mit einem Stein. Zusätzlich zur Pleite bedroht meine Platzhirschrechte ein kecker Neuankömmling. Überraschend taucht ein Fischerkollege zur späten Stunde auf. Ungeniert drängt er sich in meinen Wurfradius hinein. Respektlos missachtet er meinen Freiraum. Hebt lässig zum Gruß die Hand, schaut unschuldig, als ob er nicht bis drei zählen könnte, und klebt sich den Enziankäse auf den Haken. Er möchte die fetten Regenbogenforellen, die „Salmonidenschweine“, auf Grund mit dem Duft verführen. Die frischen Besatztiere vermissen die täglichen Futterrationen der Zuchtanstalt. Unerfahren und hungrig vergreifen sie sich an ihrer letzten Delikatesse.

Gegen eine Schnurvariante mit sinkender Spitze tausche ich die vorher benutzte Leine aus. Noch immer abgelenkt durch den leichten Groll, dass mir der Mann wie eine Laus auf den Pelz rückt, lege ich die Rolle auf einer ziemlich ebenen Steinfläche ab. Unbewusst nachlässig, weil in Gedanken verloren. Mit gleichem Aufwand hätte ich das Ding ohne Umstände gleich sicher in der Westentasche verstauen können.

Irgendwie sticht mich der Hafer, wie man zu sagen pflegt, den Kerl zu überlisten. Schließlich ist es nicht die feine englische Art, fast übergriffig eng die Wurferei eines Fliegenfischers zu beschneiden. Genug Platz mit hervorragenden Fangplätzen gibt es rund um den Speicher. Mit Absicht lasse ich die Leine einige Male ziemlich knapp an seinem Körper vorbeizischen, aber ohne Wirkung. Er bewundert die Flugbahn der Schnur, macht aber nicht die geringste Anstalt, seinen kühn eroberten Platz aufzugeben. Mir stinkt nicht nur sein Köder und das fallengelassene Verpackungsmaterial, sondern vor allem die Enge. Seine



christliche Nächstenliebe wird es wohl nicht sein, die ihn zur menschlichen Nähe drängt. Wie Mäuse schätzen die Regenbogenforellen sein heimtückisches Lockmittel. Die Fische verachten meine geschmacklosen Nymphen. Aber nicht im Traum würde es mir einfallen, meine Fliegensammlung mit dem penetranten Geruch des Käses zu präparieren.

Ich rede mir ein, der Klügere zu sein, und gebe das ungeliebte Paarfischen mit dem nicht eingeladenen Kollegen auf. Ein Ortswechsel über die Staumauerkrone verspricht neue Freude. Vorbeugend hole ich mir noch die Regenjacke aus dem Kofferraum. Ein Wetterumschwung ist im Gebirge jederzeit möglich. Man(n) weiß nie ... Ohne Eile wechsele ich auf das Ablaufwerk des Speichersees, am gegenüberliegenden Ufer. Zudem kann ich von dieser Stellung aus immer noch den Egoisten beobachten. Schließlich traue ich ihm zu, dass er das Fangli mit auf der unterschriebenen Lizenz nur als Vorschlag betrachtet.

Immer wieder tauscht er erfolgreich die kleineren Maßfische im Drahtsetzkescher gegen größere Frischfänge aus. Die Tiere müssen die unfaire Praxis und die Beschädigung ihrer Schleimhaut erdulden. Dafür ist ihr Schicksal, ob Freiheit oder Bratpfanne, noch in Schweben. Einem Wehrturm gleich mit Zinnen ragt das Bollwerk in den See hinaus. Weißsee, Tauernmoossee, Grünsee und dieser See am Ende der Straße liefern die Bewegungsenergie zum Antrieb der Pelton-turbinen. Zu rund zwanzig Prozent decken diese Staustufen den Strombedarf der Österreichischen Bundesbahnen.

Prächtig ist die Vogelschau auf das Wasser und keine Stauden hemmen den Rückwurf. Die Warte ist Goldes wert. Hohe Berge begrenzen den Talkessel. Unmöglich ist es, die Wetterentwicklung in den Alpen einzuschätzen. Das Massiv ist eine Barriere. Sie leitet die Wolkenfelder um. Gewisse Zugbahnen können die Fronten in Sackgassen schieben und im nächsten Talkessel extreme Niederschläge auslösen.

In kürzester Zeit prasseln oft einige hundert Liter pro Quadratmeter nieder. Der Überfluss ist erheblich zu viel für die Bäche. Sie wachsen zu gefährlichen Wildbächen heran und lösen in Folge Katastrophen aus. Sobald die Sonne hinter dem westlichen Grat verschwindet und Schatten von einem Ufer aus in die Länge wachsen, zieht im Gefolge auch eine leichte Thermik an. Tal auswärts bläst der Bergwind. Er treibt die Eier legenden Insekten und die ertrunkene Hochzeitsgesellschaft der fliegenden Waldameisen zunehmend Richtung Stützmauer. Unmengen von geflügelten Kerbtieren verführen die Äschen zum Steigen. Bevorzugt schlürfen die Fische die verunglückten Landinsekten von der Oberfläche. Leider habe ich keine Kopien mehr mit tailliertem Körper in der Schachtel. Aber in der Not frisst bekanntlich auch der Teufel Fliegen. Als Erfolg versprechender Ersatz dienen mir lächerlich kleine Federpümpchen. Gebunden der Brustkorb mit metallisch schillernden Schwertfedern vom Pfau. Eine

feine Hechelfeder vom pechschwarzen Hahn ersetzt die zarten Flügel. Gering ist die Ähnlichkeit. Aber der Größenvergleich passt wie der Haken ins Fischmaul. Schier plump hingegen fühlt sich das ausnahmsweise dünn gewählte Vorfach an.

Auch das Federvieh versteht die Nahrungsdrift zu nutzen. Noch vor rund einer halben Stunde dümpelten die pfeilschnellen Stockenten mit vergrabener Schnabel im Gefieder entspannt auf dem Wasser. Einzelne genossen das einbeinige Stehen unmittelbar am flachen Ufer. Kurze Wege erleichtern stets die Flucht vor neugierigen Hunden oder aufgeweckten Kindern. Eine innere Uhr, oder einfach der Hunger, lässt die Vögel aufbrechen. Aufgeregt schnatternd schlürfen sie die punktförmigen Leckerbissen aus der Oberflächenspannung des Speichersees. Kreuz und quer löffeln sie sich die Nahrungsergänzung in den Kropf. Prächtig vermehrt hat sich über Jahre das Volk der Enten. Nie und nimmer kann auch eine tüchtige Fuchsfamilie die flotten Nestflüchter auf einem erträglichen Stand halten. Und der heimische Uhu, der lautlose Nachträuber, der hält nichts von nassen Federn.

Allzu gut meinen es der Seniorwirt des Gasthauses und andere Vogelliebhaber mit dem sich stetig vermehrenden Wassergeflügel. Immer wieder schüttet er Reste von Nudelgerichten, Beilagen sowie welke Salatblätter von der Brücke aus in den Fluss. Eigentlich ist das Füttern von Wasservögeln eine Dummheit. Sie führt nachweislich zu einer Belastung der Wasserqualität. Auch ist die Hausmannskost den Fischen nicht auf den Leib geschnitten. Aber keine Einheimische und kein Einheimischer will dem Küchenchef sein Freizeitvergnügen madig machen.

Es klingt merkwürdig, ist aber wahr. Die kleinsten Fliegenmuster sind auf hohe zweistellige Hakengrößen gebunden. Lässt die Sehkraft nach und ist man zu faul, um eine Brille zu tragen, dann braucht es oft erhebliches Geschick. Feinmotorik halt. Angedockte Finger der beiden Hände dienen als Abstandshalter und Visiereinrichtung. Gegen den hellen Hintergrund ist es erheblich leichter, rascher einen Erfolg zu erzielen. Weit über dem Kopf und mit gestreckten Armen muss die Zauberei gelingen.

Die Spitze des dünnen Vorfaches durch das Öhr zu stoßen entspricht einem Kunststück auf engstem Raum. Versuch und Irrtum sind die bewährte Praxis, bis ein Treffer gelingt. Keine Hexerei macht der anschließende Knoten. Äschen sind sehr heikel. Sie missachten jede in der Wasserhaut treibende Nachahmung eines Insektes, das von der üblichen Strömungsrichtung abweicht. Besonders in den Seen oder nach Bacheinleitungen, wo der Schwung verpufft und sich der Wellengang beruhigt, zeigen die Äschen bei der Nahrungsaufnahme wenig Stress. Vor dem Zugriff erfolgt das gemächliche Anschauen der vermeintlichen Kost. Ererbte Eigenschaften und erlerntes Verhalten sind gute Voraussetzun-



gen, um gesund alt zu werden. Zugrichtung der Nahrung, Geschwindigkeit und notwendige Steighöhe sind im erbsengroßen Hirn zweckmäßig abgespeichert. Abgestimmt ist der Schnittpunkt. Genug Zeit bleibt noch während der Steigphase, um die Beute zu mustern. Gibt es noch Zweifel, dann begleiten die Äschen vorsichtig, von der Strömung sanft geschoben, das treibende Insekt. Ist das Misstrauen beseitigt, dann fassen die Fische zu.

Von behutsam mit den Lippen gepackt bis gierig geschluckt reicht die Bandbreite des Vollzugs. Unerfahrene Jungschwänze sind getrieben von ihrem ausgeprägten Futterneid. Rasch lernen sie durch die unangenehme Situation der wehrhaften Nachbildungen am strammen Vorfach. Wehe, wenn sich das bevorzugte Modell quer zur Zugrichtung des Wassers bewegt. Vergrämt tauchen die Kapitalen ab.

Einige Meter hoch über dem Wasserspiegel stehe ich auf dem Einlaufwerk des Speichersees. Wehrhaft springt der Bau wie der Eckturm einer Wasserburg in den See hinaus. Goldes wert ist der Pirschstand für das nasse Weidwerk durch die drei Wasserseiten. Mehrere Schulen von gesellig lebenden, dreisömmrigen Äschen ziehen auf Futtersuche in Reichweite meiner Wurfleistung vorbei. Schlagartig erhöhen sich die Chancen auf Fangglück, wenn der Kugelschieber den Durchfluss in der Druckleitung öffnet. Das Wasser nimmt den Sog auf und orientiert sich genau in meine Richtung.

Der wachsende dunkle Streifen am Mauerwerk und an den Steinen in der Nachbarschaft zeigt deutlich den absinkenden Seespiegel an. Unbezahlbar ist das hohe Vergnügen auf die Äschenfischerei. Allein der durchhängende Schnurbauch macht die Lust zum Risikospiele. Schwierig ist es, den bartlosen Haken in das weiche Maul zu treiben. Das Zuviel an loser Leine vereitelt oft den Erfolg. Eine weitere Schwierigkeit ist die erhebliche Trübung durch die Gletschermilch. Deutlich zeigen sich die Auswirkungen der Klimaerwärmung am Masseschwund der Gletscher. Abtransportiert durch die Schmelzwässer, sorgt der feine Gletscherschliff für die geringe Sichttiefe. Bestens getarnt sind die silbrigen Schuppenträger im milchigen Wasser. Das Überraschungsmoment erhöht die Spannung. Erst im letzten Augenblick sind die auftauchenden Salmoniden in unmittelbarer Fliegennähe auszumachen.

Auf der Oberfläche treibende Blätter oder hölzernes Kleinzeug sind leicht erkennbare Wegweiser. Sie zeigen die behäbigen Strömungsbahnen auf der Seefläche an. Zarte Ringe in ihrer Nachbarschaft steigern meinen Jagdtrieb. Ohne Sprung schlürfen die Äschen die Anflugnahrung von der Oberflächenspannung. Eingepflanzt einen respektablen Sicherheitsabstand zum letzten ausgemachten Ring, klatscht die Schwimmschnur, auf Grund der großen Fallhöhe, mit Getöse aufs Wasser. Erst wenn die Wellenringe geglättet sind, ziehe ich die „Ameise“ mit Bedacht in den vermuteten kritischen Bereich.

Die Äschen müssen nur mehr mein Angebot finden und für unbedenklich halten. Gefragt sind Geduld und Konzentration gleichermaßen. Schließlich will ich nicht wegen jeder halben Portion den Fisch um das sperrige Bauwerk lotsen, um nach einer kurzen Kletterübung über einen Blockschlag das Tier vom Haken zu befreien. Es geizt sich schließlich nicht, das Opfer wie mit einer Handleine ruckartig auf das Bauwerk zu hieven, um anschließend das bedauernswerte Geschöpf, einem fliegenden Fisch gleich, wieder in sein Element zurückzuwerfen. Schließlich sind Äschen keine Katzen, die auch aus großer Höhe geschickt auf ihren vier Pfoten landen, weil ihr Aufprallgewicht durch spezielle Gelenkverbindungen abgefedert wird. Hingegen ist es bei den Fischen nicht ungewöhnlich, dass durch die Härte des Wassers ein Auge aus der Höhle gepresst wird. Für diese Respektlosigkeit und Tierquälerei fehlt mir das Verständnis.

Immer wieder erspare ich Mitgliedern des Äschenvolkes das Ungemach des Drills. Just im letzten Augenblick reiße ich mit einem heftigen Ruck die Fliege vor dem geöffneten Maul weg. Mein Hoffen auf eine starke Fahnenträgerin kostet leider einer Untermassigen das Leben. Am hübschen Auge mit der tropfenförmigen Linse hängt der Fisch. Blut trübt das Licht. Unangenehm ist mir der Vorfall. Auf einen chirurgischen Eingriff lasse ich mich gar nicht ein und breche kurz und bündig dem Fisch das Genick. Unsere Katze wird sich auf die Nahrungsergänzung freuen.

Zum Lufttrocknen hänge ich den „Catfish“ auf eine einseitig abgebrochene Astgabel. Der Spieß führt durch den offenen Kiemendeckel und schaut beim Maul ins Freie. Als bald mahnen die zuckenden Lichter hinter der Bergkette und weit entferntes, dumpfes Grollen zum Aufbruch. Ich spüre kein Verlangen danach, dass ein harmloses Gerinne zum Wildbach anwächst und die Straße vermurt. Schließlich habe ich schon vor wenigen Wochen das Schlamassel erlebt.

Trocken wie die Haut einer Eidechse oder Schlange fühlt sich der Fisch an. Es macht mir absolut nichts aus, die einzige Beute in der Tasche des Regenschutzes zu verstauen. Wasserdicht ist das Innenfutter.

Was man nicht im Kopf hat, das muss man in den Beinen beziehungsweise im Fahrzeug haben. Begraben die Hoffnung und wenig Vertrauen in die Ehrlichkeit des mutmaßlichen Finders meiner Rolle, stehe ich am Pechabend zum zweiten Mal in der Garage. Das Auslagern der Schuld auf den fiesen Kerl bringt mir mein gutes Stück nicht zurück. Im Vordergrund steht der Ärger über meinen schlampigen Umgang mit dem Besitz. Auf das Katzenfutter in der Regenjacke vergesse ich völlig.

Täglich intensiver breitet sich ein übler Geruch im Auto aus. Schier zum Kotzen ist die Luft. Die Zugluft durch die geöffneten Seitenfenster mindert wohl den Gestank, dafür erhöht sich die Belästigung innerhalb der Garage. Immer häufiger missachten die Katzen aus der Nachbarschaft die Reviergrenzen. Auf-



fallend streuen sie vor dem Tor. Meine Frau rümpft mit rollenden Augen die Nase und ich kann mir die Herkunft des morbiden Fischduftes nicht erklären. Waschanlage und Staubsauger schaffen es nicht, das betörende Odeur zu bekämpfen.

Ausgeräumt das ganze Inventar, gleich einer Inventur, verlagert sich zumindest die unbekannte Quelle aus der Fahrgastzelle. Es dauert einige schwüle Sommertage zu lange, bis ich den Kern des Übels begreife. Geradezu das Malheur mit der bloßen Hand erfasse. Die weiche, ekelige Masse – Schleim und ausgetretene Körpersäfte ergänzen den breiigen Kadaver – fühlt sich wie Kleister an. Noch ehe ich ein kurzes Fäkalienwort ausstoßen kann, zuckt meine Hand aus der Tasche. Blitzschnell läuft der Reflexbogen ab. Ganz so, als hätte mich urplötzlich ein Stromschlag erwischt. Schlagartig vermittelt mir der Kontakt mit dem puddingweichen Fischkörper die Erkenntnis, dass die Ursache des üblen Geruchs endlich gefunden ist.

Präpariert scheint die Regenjacke durch das sich zersetzende Fischeiweiß zu sein. Mit einem Arbeitshandschuh bewaffnet, packe ich das Übel beim Schopfe. Luftanhaltend und das Innerste nach außen kehren geschieht zur selben Zeit. Gar die eigene Hauskatze wendet sich nach einer kurzen Beschnüffelung vom zugelegten Leckerbissen ab. Keine Fischvergiftung will sich die Samtpfote einverleiben. Neuerlich greife ich mir den mürben Fisch an der Schwanzflosse. Die Schwerkraft scheint die Leiche zu strecken, aber ich schaffe den Weg bis zum Komposthaufen. Einen Spaten tief vergraben wird die Geruchsbombe. Würmer, Maden und Bakterien dürfen nun das Werk vollenden und mit den mineralischen Bestandteilen die Komposterde anreichern.

Anschließend ertränke ich das wasserdichte Kleidungsstück in der Regentonne. Vorerst abhalten soll der Geruchsverschluss die selbst verursachte Luftbelastung. Erst nach dem ausdauernden Verdünnen der üblen Säfte wage ich mit der Jacke den Gang durchs Haus und zur Waschmaschine.

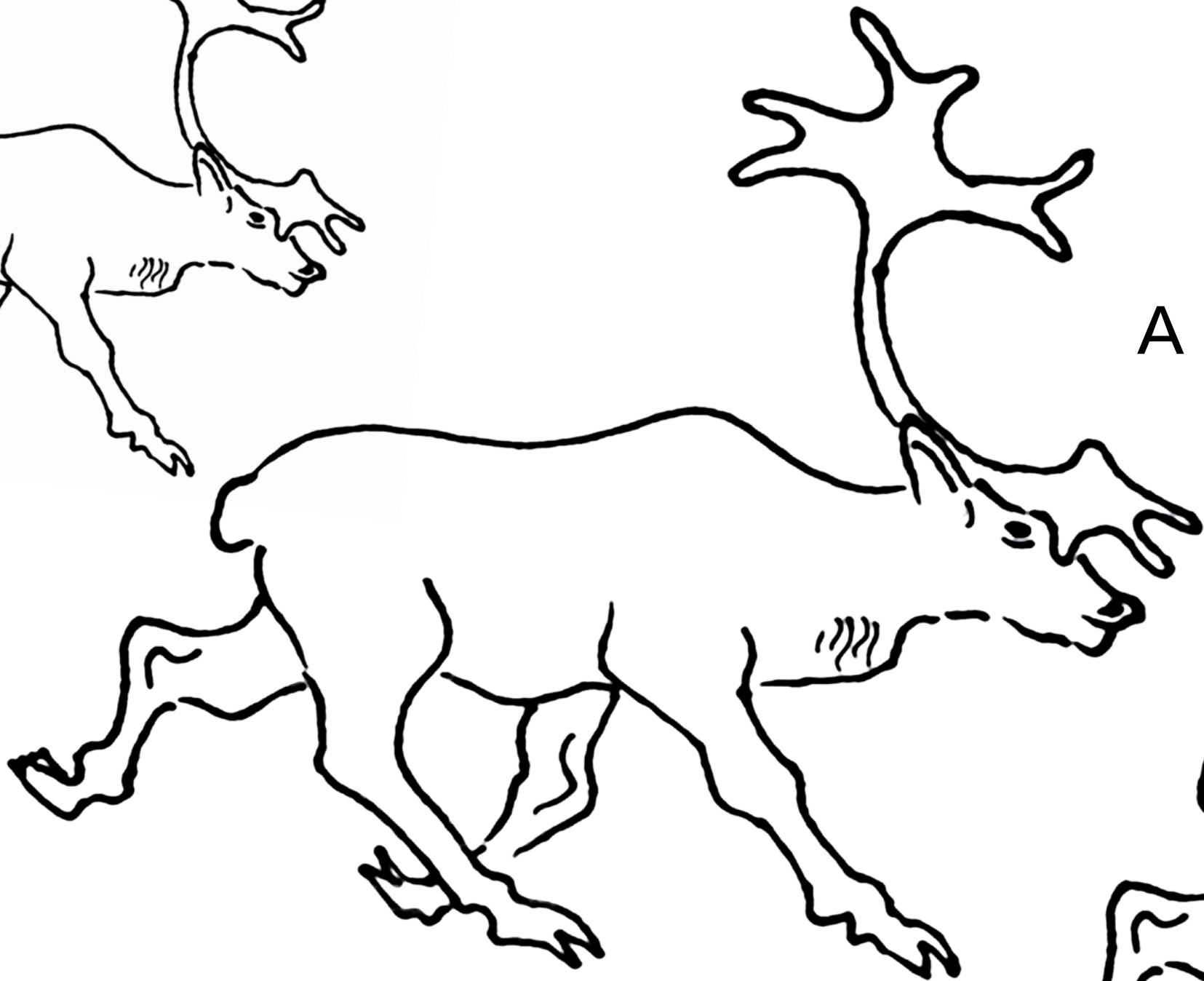
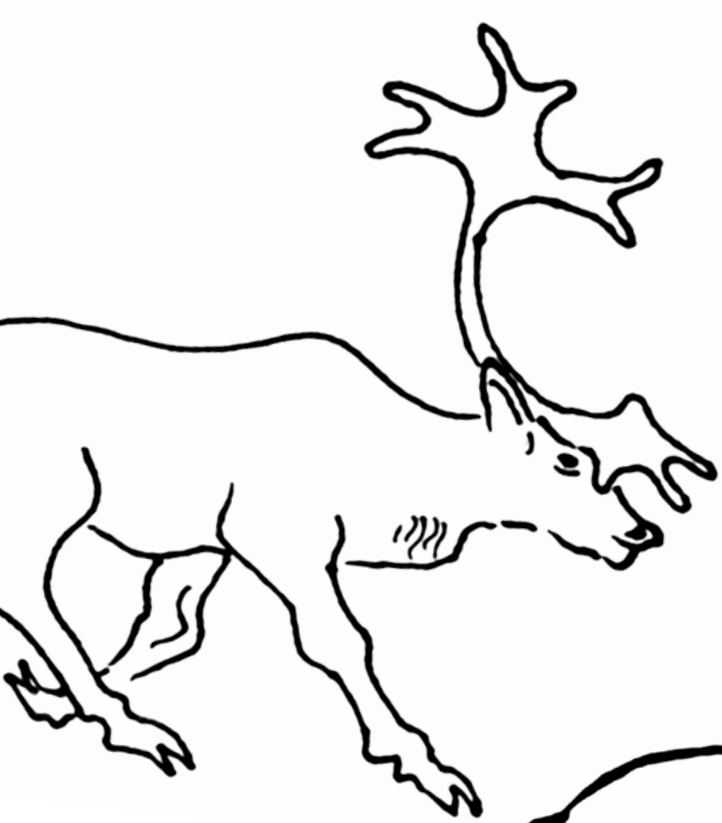
Im Vergleich zu Fleisch zeigt Fisch eine erheblich geringere Konsistenz. Der hohe Wasseranteil – kein Wunder auf Grund seines Lebensraumes –, das leicht verdauliche Eiweiß sowie die Menge der essentiellen Fettsäuren machen Fisch zum gesunden Nahrungsmittel. Gering belastet Fisch den Verdauungstrakt.

Rasch wird das Hauptgericht von den Enzymen der Verdauungssäfte in die Bausteine der Aminosäuren zerlegt und wieder zum Aufbau des eigenen Körperprotein verwendet. Dafür läuft der Prozess des Verderbens im selben Tempo. Bakterien greifen im Nu die Eiweißverbindungen an. Überaus rasch läuft die Zersetzung und Veränderung ab. Übler Geruch warnt vor dem Verzehr. Fischvergiftungen sind kein Spaß. Altbauern schwören immer noch auf die biologische Kriegsführung im Obstgarten. Unbeliebt ist der Nützling Maulwurf. Er steht im Verdacht, mit seinen Gängen die Haarwurzeln der Bäume zu unter-

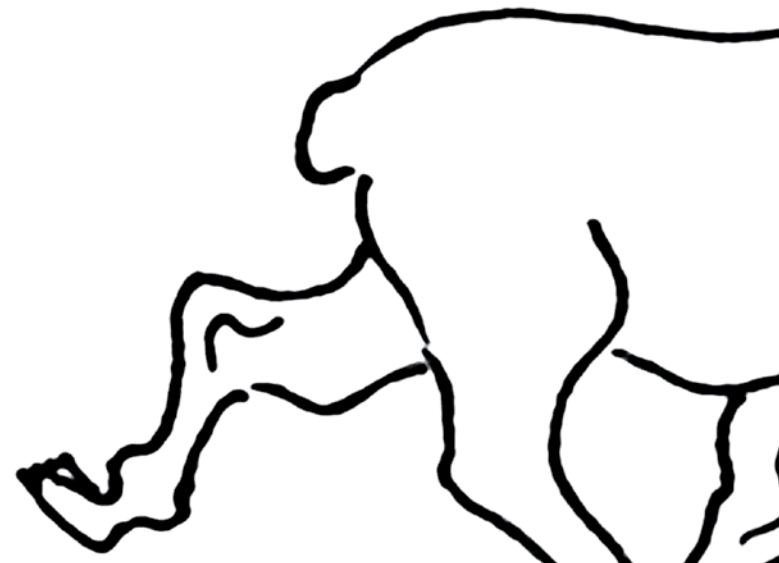
minieren. Nicht teure Gifte finden Verwendung, sondern ein ganzer Fisch wird einfach in den Tunnel gesteckt. Die Wühler fühlen sich vom Gestank bedroht und flüchten auf eine andere Baustelle.

Die Volksweisheit, dass der Fisch vom Kopf her zu stinken anfängt, kann ich nicht gutheißen. Zu gering ist die Eiweißpackung rund um das Schädel skelett. Gut, ein trüber Blick aus toten Augen und blasse Kiemen beweist schon das Ablaufdatum. Dennoch wird das Verderben des Eiweißlieferanten von der kompakten Muskelmasse ausgehen. Oder hat gar das gemeine Volk den Spruch nur auf die Spitzen der Führungskräfte bezogen?





ASIEN







*Technische Probleme
vor dem Abflug*



Taimenfluss in Sibirien



Dorfidylle in Kasachstan



Russische Filetierungsmethode



Insektenplage am Polarkreis



Nützliche Planen

FLUGVERKEHR – WAHNSINN AM POLARKREIS

Vom Ural bis zum Pazifik reicht Sibirien. Über mehr als fünftausend Kilometer streckt sich das Riesenland. Die unglaubliche Weite und Öde der Landschaft wurde bereits zur Zeit der Zaren für die Verbrecher und politischen Gegner zum Gefängnis ohne Ketten. Wie dem Frost ausgesetzte Fliegen rafften die brutalen Verhältnisse in den sibirischen Arbeitslagern die Verbannten hin.

So unmenschlich hart sind die Lebensbedingungen in Sibirien, dass nur mit Erschwerniszulagen – im Vergleich zu unseren verwöhnten Beamten in den Tintenburgen – Bauingenieure, Minenarbeiter oder Holzfäller in die extremen Regionen gelockt werden können. Für jedes weitere Arbeitsjahr, das die Menschen etwa beim Bau eines Flusskraftwerkes, bei der Förderung von Erdgas oder beim Abbau von Erzlagerstätten aushalten, gibt es beachtliche Erhöhungen des Lohnes. Trotzdem nimmt die Bevölkerung rund um diese Baustellen kaum zu. Viele scheitern. Sie erliegen dem Suff. Die medizinische Versorgung steckt immer noch in den Kinderschuhen und trennt die Überlebenstüchtigen von den Kranken. An ihre Wurzeln und Gewohnheiten klammern sich die Alten. Hingegen erliegt die Jugend den Verlockungen der Städte. Sie flüchten ähnlich den Zugvögeln in angenehmere Gefilde.

Aufgetaut sind die obersten Schichten des Permafrostes. Schier unüberwindlich sind das Meer der Pfützen und der tiefe Morast. Nur mit Kettenfahrzeugen, reichliche Treibstoffreserven eingerechnet, oder auf dem Rücken zäher Pferde ist die unwirtliche Landschaft zu bewältigen.

In der Sibirischen Tiefebene braucht es keinen eisernen Vorhang, um politische Gegner, Gauner und unerwünschte Personen abzuschirmen. Die brutalen Arbeitsbedingungen, mangelnde hygienische Voraussetzungen und die Unterernährung waren und sind Alltag in den Lagern. Auf Grund von gewissenlosen Richtern und eiskalter Umsetzung gab es nie einen Nachschubmangel an Häftlingen. Der Tod eines Arbeiters berührte das Regime nicht. Ein verlorener Hammer wurde mehr bedauert. Klirrende Kälte und tiefer Pulverschnee im Winter sind ganz natürliche Grenzen. Flüsse und Sümpfe erschweren das Vor-

wärtskommen in der übrigen Jahreszeit. Von der unerträglichen Pein durch die blutgierigen Insekten, wie Moskitos, Stechfliegen und Pferdebremsen, ganz zu schweigen. Undenkbar ist die Flucht aus einem Gulag.

Geht der Vorrat an Insektengift zu Neige und sind die kühlenden Gels gegen den permanenten Juckreiz verbraucht, dann treiben die hohe Tonlage des unablässigen Fluglärms sowie die Stiche schier jede und jeden in den Wahnsinn. Überleben heißt das Motto. Das Kühlen des Körpers ist vorrangiges Geschäft. Fischen wird zur unwichtigen Nebensache. Nur das kühlere Zeitfenster nach Mitternacht wird genutzt. Jedermann steht gerne tief im Nass, um den Luxus des Kühlwassers zu genießen. Das erfrischende Lebelement – immer noch hängen kompakte Schneedecken auf der Schattenseite der Flusskrümmungen – lindert die Schmerzen.

Es ist kein leeres Gerede, wenn ich behaupte, dass mir der Artenschutz beziehungsweise die Erhaltung der Ökosysteme am Herzen liegen. Aber gegenüber der blutgierigen Insektenwelt entwickelt sich in mir ein gradenloser Totschlagreflex. Nicht zögerlich oder gar mit geringem Kraftaufwand klatsche ich die gesellig saugenden sibirischen Pferdebremsen platt. Mit Genugtuung setze ich meine flache Hand ein, um jede juckende Quaddel auf meiner Haut zu rächen. Ohne Hemmschwelle zerquetsche ich das Leben im Chitinpanzer. Keine Lust habe ich, die ständig andockenden Quälgeister nur zu verscheuchen und ihnen für weitere Versuche meine noch unversehrten Hautstellen zu überlassen. Unerträglich ist der sommerliche Insektenverkehr zu beiden Seiten des nördlichen Polarkreises. Beißende Fliegen, Stechmücken und die bienengroßen Bremsen sind der Stoff, aus dem der täglich wiederkehrende Albtraum besteht. Die filigranen Luftangriffe sind auf Grund der Heftigkeit und ihrer Dauer ein wahrer Horror. Eine biblische Plage. Nicht unter geht die Sonne im hohen Norden, dafür peinigen rund um die Uhr die Insekten jedes blutwarme Wesen.

Nichts abgewinnen kann ich einer Unschuldsvermutung. Aber auch Insekten können nicht aus ihrer Haut beziehungsweise aus ihrem Stechrüssel. Die Weibchen brauchen die eiweißreichen Tropfen, um die Eier aufzubauen. Der genetische Zwang zum Blutzapfen dient rein dem Zweck der Arterhaltung.

Kein Rentier ist so blöde, in dieser gottlosen Weite und Öde als vierbeiniger Blutspender umherzulaufen. Nur wir abenteuersüchtigen Taimenfischer, samt russischer Begleitagentur, schlagen uns durch die Insektenschwärme.

Seit ein paar Tagen lastet ein gewaltiges Hoch mit gefühlten Temperaturen über 30 Grad Celsius über dem breittflachen Land. Nicht der geringste Lufthauch lässt ein Blatt erzittern. Eingegraben bis auf den eisigen Untergrund, windet sich der Fluss durch den schütterten Wald. Die grüne Ufergalerie schirmt jeden Blick in die Ferne ab. Frei ist nur der Ausschnitt zwischen den Baumwipfeln auf den wolkenlosen Himmel.



Immer mehr weicht dem eigentlichen Zweck der aufwendigen Reise das Erfinden von Strategien. Der Kampf gegen die Insekteninvasion beherrscht mittlerweile den Tagesablauf. Während der Raftpausen oder am abendlichen Lagerplatz stehe ich mit nacktem Unterleib bis zur Pofalte im kalten Wasser der ruhigen Buchten. Geschützt ist der Rest durch das dichte Gewebe der Regenjacke und dem Mückenhut. Bevorzugt hebe ich den linken Oberschenkel an, auf dem sich rasch Pferdebremsen zur Stechattacke niederlassen. Erheblich erhöht sich das sportliche Vergnügen, wenn ich mit einem Streich gleich mehrere Bremsen erwische. Als zähe Kreaturen zappeln manche noch auf der Oberfläche des Wassers. Kein Insekt entkommt, denn die fingerlange Fischbrut lauert, im Schwarm vereint. Flink schlürfen sie die begehrte Kost von der Wasserhaut. Ein Schauspiel ist das Gedränge um den nahrhaften Bissen.

Im Vergleich zum Stechapparat der Mücken sind die Mundwerkzeuge der Pferdebremsen erheblich kräftiger ausgeprägt. Unwiderstehlich lockt der Duft des Körperschweißes, egal ob Säugetier oder Mensch, die Viecher an. Ungeniert stechen sie auch durch die Kleidung. Vor dem Saugen spritzen sie reichlich ein gerinnungshemmendes Sekret ein. Schließlich soll ihr Arbeitsgerät nicht durch stockendes Blut verklumpen. Anfangs schafft es die Elastizität des Gewebes nicht, das von der „Rossbremse“ gestanzte Loch zu schließen. Auch nach dem Erschlagen des fliegenden Quälgeistes fließt noch reichlich verdünntes Blut.

Verdammt lange jucken die entstehenden Quaddeln. Erschreckend vermehren sich die knopfgroßen Hauterhebungen. Unbeherrschbar wird der flächendeckende Reiz. Das Reiben und Kratzen, oft unbewusst im Halbschlaf erledigt, wird zur Sucht. Zu heftigen Entzündungen führt der unvermeidbare Schmutz und Dreck. Auch das Gift aus der Insektenvertreibdose ist kein Desinfektionsgas. Zudem will uns keiner ehrlich die chemische Zusammensetzung und die Nebenwirkungen durch den unentwegten Einsatz übersetzen. Leider ist der Bedarf wesentlich höher als der von den Russen eingeschätzte Vorrat. Jeder Schuss aus der Sprayflasche könnte der letzte sein und dann ...

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind gar der Meinung, dass der Rüssel von den bienengroßen Bremsen genügend Volumen hat, um eine ausreichende Zahl von gefährlichen Viren zu beherbergen. Die Dosis reicht, um Infektionen zu übertragen.

Die sibirischen Blutsauger finden gerade in der Taiga paradiesische Verhältnisse vor. Quasi ein riesiges Insektenbiotop. Aus den geschichteten Gelegeportionen, die an bodennahen Pflanzen oder direkt, fast lieblos, auf dem feuchten Boden abgelegt werden, entwickeln sich in einer halben Woche schon die beinlosen Larven. Etwa für rund fünfhundert Eier pro Weibchen reicht die Energie durch den angezapften Wirt. Ausgestattet mit Kriechwülsten, gelingt es den Larven relativ einfach und rasch, den für die weitere Entwicklung notwendigen

nassen Lebensraum zu erreichen. Je nach Art ernähren sich die Larven von faulen Stoffen oder gar räuberisch. Mehrere Häutungen bedingt das Wachstum. Hat die Larve die Nachstellungen der Fressfeinde überlebt, erfolgt vorwiegend im Schlamm der nächste Schritt zur Verwandlung. Nach der Puppenruhe schlüpft im Schutze der Dunkelheit die fliegende Höllenbrut, um geschlechtsspezifisch jedes blutwarme Geschöpf zu peinigen. Sex – Stechen – Saugen – Eierlegen hat als komplexes Programm leicht im Hirn einer sibirischen Pferdebremse Platz.

Die altmodischen Zelte sind ein wahres Treibhaus. Mit Insektennetz versehene Luftklappen fehlen. Der Mangel sorgt für einen Klimastau. Er treibt den Schweiß aus den Poren. Wasserdampf überzieht wie ein feiner Film die Deckenplane und tröpfelt hin und wieder von der tiefsten Stelle. Keiner wagt es, nicht einmal die Russen, den Reißverschluss des Zeltes einen Schlitz weit zu öffnen. Jeder Austritt aus der ungemütlichen Behausung ähnelt einer hektischen Flucht. Die Schwärme der Insekten riechen unseren Körperschweiß und das warme Blut. Unübertrefflich sind ihre sensiblen Nasen auf den filigranen Antennen. Schier geschwängert ist die Luft von den surrenden Taigabiestern. Sie brauchen nicht auf die ausgeatmete Konzentration des Kohlendioxids zu achten, um sich im Dunkeln anzupirschen. Nicht nötig ist der Botenstoff als Wegweiser, denn durch die Helligkeit rund um den Tag genügen allemal ihre Facettenaugen. Auch wenn wir ohne Unterlass Hunderte von Sechsbeynern mit Genugtuung vernichten, so macht auf Dauer ihre Übermacht im Luftraum depressiv.

Bleibt auch nur für wenige Sekunden lang der Zeltverschluss offen, so sammelt sich eine artenreiche Palette von Flügelwesen am Zelthimmel. Viel Zeit verstreicht von der ohnehin spärlichen Nachtruhe – sie hat keine Gültigkeit für Polarkreisinsekten während der Sommertage –, um mit Gift, Zerschlagen und Zerquetschen einen Großteil der „Blutanwärter“ zu vernichten.

Eine schlechte Nacht später bestätigen weitere Stiche, Entzündungen und ein geschwollenes Gesicht das Erfolgsprinzip der Evolution. Sieger sind die filigranen Flieger. Ich hasse inzwischen das Schwitzen im Zelt. Als kreativer Schlaumeier komme ich auf die ungesunde Idee, meine Schlafstelle ins Freie zu verlegen. Sehr heikel wähle ich mir einen mit Moos bedeckten Untergrund zwischen den Bäumen und der Uferböschung aus. Kein Stein soll mir die Luftmatratze und in Folge auf die Wirbelsäule drücken. Ein „Imkerhut“ mit breit ausladender Krempe schützt meinen Kopf vor den übergriffigen Insekten. Vergraben sind die bloßen Hände in den Außentaschen der Regenjacke. Das kompakte Material schmeckt den Stechrüsseln nicht. Gierig fliegen die Blutsauger kreuz und quer, um zugängliche Stellen auszukundschaften. Die Schwänzeltänze sind als Ausdrucksmittel der Bienen längst erforscht. Entfernung, Ergiebigkeit der Futterquelle und den Flugwinkel zum Sonnenstand drücken die sozialen Tiere mit



der Bewegungssprache aus. Ob auch die kleinen Vampire eine Art von Informationsprogramm beherrschen, weiß ich nicht. Auf jeden Fall finden sich immer mehr Individuen ein, die mit Erfolg durch die Socken hindurch mein unfreiwilliges Spenderblut abzupfen. Ständig zapple ich wie ein am Rücken liegender Käfer, um die Quälgeister mit den Beinen vom Saugakt abzuhalten. Verbissen kämpfe ich gegen die Übermacht der Feinde an.

Die nach Blutkonserven gierigen Flügelwesen finden die Schlupflöcher in die Hosenröhren, obwohl ich die dicken Stutzen, ähnlich wie Gamaschen, über die Beinlinge ziehe. Leichtfüßig krabbelt das Volk unbemerkt über die Wolle Richtung Knie, um heimtückisch frische Venen zu orten. Die Peiniger schaffen es, dass ich mir zum Schutz meine Wathose anziehe und neuerlich erbärmlich schwitze. Ungewohnt ist mir das Liegen auf dem Rücken. Vor meinen Augen, nur durch das Gaze des Insektenschutzes getrennt, tummeln sich die stech- und beißlustigen Insektenvertreter. Sie fühlen meine Atemluft und wittern ein billiges Opfer zum Aussaugen. Unverdrossen zwingen sie ihren Stechapparat durch die feinen Löcher. So sehr sich die Viecher auch anstrengen, es gelingt ihnen einfach nicht, bis zum Spendergewebe vorzudringen. Aggressiv schwirren sie mit der schon fast Kopfschmerzen erzeugenden Tonlage um meinen Schädel, um neuerlich einen Sturzflug zu starten. Die stoffliche Trennwand vor dem Opfer steigert ihre Reizbarkeit.

Unruhig wälze ich mich von einer Seite auf die andere, um Schlaf zu finden. Vergeblich sind meine Bemühungen, denn in Seitenlage sackt das Moskitonetz in sich zusammen und berührt Ohr und Hals. Mit Erfolg nützen die Insekten die Schwachstelle zum Aderlass. Halbblaut verfluche ich das verdammte Reiseziel und zerreibe schon böse gereizt die angedockten Insekten. Schließlich drehe ich mich wieder auf das Kreuz zurück und achte strikte darauf, dass der schützende Vorhang den Sicherheitsabstand vom Kopf behält. Immer wieder puste ich die Pferdebremsen vom Netz, wenn die Gefahr besteht, dass sie im Schwarm und mit ihrem Gewicht mir das Gewebe auf die Nasenspitze drücken. Wobei ich mit Lippenspiel und vermutlich lächerlich wirkender Mimik versuche, den Luftstrom auf das mobile Ziel zu richten.

Die Naheinstellung meiner Augen auf die krabbelnden Insekten, eine Handbreite vor meinem Gesicht, strengt an und ermüdet. Mein Unterbewusstsein, aufgewühlt durch den Insektenwahn, lässt mich in seichten Schlaf versinken.

Eine innere Unruhe weckt mich. Unglaublich juckt mein rechtes Ohr. Mit Entsetzen registrieren meine Sinne, dass ich durch meinen unruhigen Schlaf den Insektenschutz verschoben habe. Frei zugänglich für die Blutlecker und Blutsauger war mein rechter Halsbereich. Durch das große Schlupfloch fanden sie den direkten Weg zur ausgiebigen Blutquelle. Übel zugerichtet ist mein Gesicht. Mit Erhebungen übersät ist die einst glatte Haut. Erschreckend fällt der Befund

mit den tastenden Fingerkuppen aus. Quaddeln reihen sich an Quaddeln. Betroffen ist vor allem die dünnwandige Haut hinter dem Ohr und entlang des Haaransatzes. Zum Teufel mit der fliegenden Höllenbrut. Es juckt zum Heulen.

Victor entdeckt beim Wasserabschlagen, unmittelbar neben der Plane des russischen Mannschaftszeltes, meine ungesunde Schlafstellung. Er deutet auf seine teilweise schnarchenden Kollegen und lockt mich wie eine Hexe mit seinem gekrümmten Zeigefinger von den Zelten weg, um die Mannschaft nicht zu stören. Einem Schamanen gleich scheint er mit den fliegenden Quälgeistern einen stillen Pakt geschlossen zu haben. Mit unglaublicher Gelassenheit trotzt er, als einziger nicht mit Moskitonetz bewaffnet, den Angriffen der Insekten. Spärlich und haushaltend sprüht er hin und wieder mit dem Giftspray seine bereits imprägnierte Kleidung ein und den schon schütterten Wuchs auf der Kopfhaut.

Wir beide sitzen weit nach Mitternacht bequem auf dem breiten Wulst des Schlauchbootes und unterhalten uns in gedämpfter Lautstärke. Unser Gemurmel überlagern die Geräusche an der Außenkurve des Flusses. Vom Schneedruck gekrümmte Bäume hängen vom unterspülten Ufer ins Wasser. Die Strömung erfasst die Wipfel, nimmt sie ein kurzes Stück mit, um sie, aufgeladen durch die Elastizität des Holzes, neuerlich flussaufwärts ins Wasser zu klatschen. Fast im Schlag eines Metronoms wiederholt sich das rhythmische Spiel. Er hat den Beruf des Chemikers ausgeführt und durfte im kommunistischen Bruderstaat Ostdeutschland gar einige Monate lang Deutsch lernen. Vorzüglich klappt somit unsere Verständigung und auch die Chemie zwischen uns beiden passt.

Als einziger Österreicher der Testreise genieße ich gewisse Vorteile. Die Begleiter aus Frankfurt und Mainz hingegen haben von Haus aus einen schweren Stand. Sie werden als Landsleute mit dem Kriegstreiber Adolf Hitler in Verbindung gebracht. Gut, ich habe mir auch durch Mitarbeit Respekt verschafft, ohne den Russen in den Hintern zu kriechen. Behilflich bin ich beim Be- und Entladen des Mutterschiffes, einer Art von Katamaran mit zwei dicken Wülsten, und beim Aufstellen der Zelte, auch schleppe ich anteilig Brennholz zum Kochfeuer. Schwer beladen folgen wir als Schlusslicht der Miniflotte aus wendigen Booten hinterher. Zumindest am Anfang der Flussbefahrung ist meine Zeit zum Fischen sehr beschränkt, dafür darf ich die Stimmung der russischen Taigalieder hautnah genießen. Die Männer lieben es, sich am schwermütigen Gesang fast zu berauschen. Wodka fließt bei jedem Landgang als Manöverschluck und am Abend als rituelles Desinfektionsmittel. Als besondere Geste seiner Aufmerksamkeit schätze ich die paar Schlucke „Rasputin“, die er mir aus einem verbeulten Flachmann anbietet.

Der pfiffige Senior ist der Einzige aus der aufgepfropften russischen Begleitmannschaft, der im Wesentlichen das Gewässernetz im Kopf hat. Jenissei und



Ob sowie die größeren Zubringer sind ihm bekannt. Zudem ist der Alte ein Fuchs im Lesen der dürftigen Landkarten. Viele Flusssysteme hat er mit Geologen befahren, um auf Grund von gesammelten Gesteinsproben und Analysen Rückschlüsse für ausbeutbare Lagerstätten zu finden. Außerdem zeigt der zähe Typ die größte Erfahrung in Sachen Fischerei auf die Taimen, die asiatischen Verwandten unserer Huchen. Auf sein Wort höre ich, auch wenn er mit museumstauglichen Geräten den Riesen der Nahrungskette nachstellt.

„Victor, schau, meine ursprüngliche glatte Haut fühlt sich an wie eine sibirische Dorfstraße nach dem Frostaufbruch. Schlecht beherrschen kann ich den Juckreiz. Es brennt wie Feuer. Das Reiben mit dem Handballen lindert nur kurzfristig. Nachher wuchern die Quaddeln umso mehr. Die Qualen nehmen zu. Mir gehen die Viecher auf den Geist. Gespannt wie Balalaikasaiten sind schon meine Nerven“, sage ich leicht gereizt und zeige dabei auf die betroffenen Körperstellen.

Er reagiert gar nicht auf meine durch die Insektenfrauen geschürte üble Laune und meint ganz trocken:

„Nur mit Gelassenheit kannst du die Übermacht ertragen. Jeder hektische Schlag macht das fliegende Volk wütender. Beherrsche dich wie ein richtiger Mann. Lass die Quälgeister einfach fertig saugen und erschlage sie erst, wenn ihr Hinterleib blutrot anschwillt. Bevor sie den Rüssel aus der Haut ziehen und abhauen, musst du sie erwischen. Allmählich erzeugt der Körper gewisse Abwehrkräfte.“

Ich bin mir nicht sicher, ob er mir einen „Bremsenbären“ auf die Nase bindet. Aber Victor ist der Einzige, der überhaupt auf den nützlichen Insektenhut verzichtet. Er ist für mich ein Phänomen und zudem das beste menschliche Beispiel, wie man den sommerlichen Insektenwahn am Polarkreis überhaupt psychisch bewältigen kann.

Ständig die oberflächliche Körpertemperatur durch Bäder kühlen sowie den Urin, den eigenen selbstverständlich, zum Desinfizieren verwenden und täglich trinken, rät er mir mit einem Lächeln auf seinen Lippen, als Draufgabe.

Der Inhalt der Wodkaflasche schrumpft. Vermutlich verträgt Victor die ätzende Flüssigkeit – hoffentlich nicht mit Brennspritus gestreckt – leicht, denn er verzieht keine Miene beim Schlucken. Mich hingegen brennt der Fusel wie Feuerwasser die Speiseröhre hinunter bis zum Magen. Mit einem feinen Grinsen stellt er mir die klassische Prüfungsfrage: „Hast du eine Ahnung, woraus ein Taigaklo im Winter besteht?“

„Nein, spuck das Märchen aus“, meine ich gutgelaunt durch die Wirkung des Alkohols.

„Also, das Klo ist ganz primitiv gebaut. Eigentlich besteht es nur aus zwei unterschiedlich dicken Stämmen. Einem waagrechten ‚Donnerbalken‘ aus kräf-

tigem Holz zum Sitzen. Sowie einem schlanken, langen Stock, um die Wölfe während des Geschäftes zu vertreiben.“

Meine skeptische Miene hinterlässt keinen Eindruck. Er schmückt die Geschichte nicht weiter aus, dafür schwärmt er schon fast berauscht über die prächtigste Jahreszeit in Sibirien. Winter! Das flache Licht zaubert unvergessliche Stimmungen in die Landschaft. Als waschechter Russe liebt Victor die klirrende Kälte. So bocksteif kalt ist es, dass jeder Schritt ein knirschendes und lautes Geräusch erzeugt. Die betagten Bewohner in den Datschas, den rustikalischen Holzhütten, bemühen sich mit Geschick um das Abdichten der Fenster. Dennoch schmückt der hartnäckige Frost fast ein halbes Jahr lang mit Eisblumen die Glasscheiben. Die jüngeren Sprösslinge genießen den erstarrten Wasserdampf auf den Fensterflächen. Sie kratzen ihre Zeichnungen und Wörter auf die durchsichtigen Schreibtafeln. Breitet sich die grimmige Kälte eines Sibiriens über das Land aus, dann ist die Spucke schon fast gefroren, wenn sie am Boden landet. Kinder stehen im Kreis zusammen und pusten die körperwarme Atemluft steil in die Höhe. Auf Grund der extrem tiefen Temperaturen gefriert die Feuchtigkeit zu feinen Kristallen. Sie prallen aufeinander und erzeugen ein feines Klirren und Knistern, wie der Klang von winzigen Glöckchen. Wenn es stimmt, dann geben die zuständigen Behörden in Sibirien erst den Kindern schulfrei, wenn das Thermometer unter die 55-Grad-Celsius-Marke sackt.

„Ohne mindestens drei Schichten wollene Unterwäsche gehe ich nicht aus dem Haus“, meint Victor. „Es ist schon saukalt, aber ein trockenes Klima. Ganz Verrückte“, sagt er und schüttelt dabei den Kopf, „schlagen sich Löcher in die Eisdecke und nehmen ein abhärtendes Tauchbad.“

Thermoscheiben können sich seine Landsleute in der einsamen Weite nicht leisten, aber viele wehren sich gegen Väterchen Frost und die eiskalten Stürme mit Dreifachfenstern. Nur ein Minifenster, im oberen, rechten Fensterviertel, benützen die Einheimischen zum Lüften. Die Wenigsten in den entlegenen Dörfern können sich ein Auto leisten, geschweige denn eine schützende Garage. Es ist billiger, den Motor während der bitterkalten Nachtstunden laufen zu lassen, als stundenlang mit riskanten Feuerstellen unter der Ölwanne die Maschine aufzutauen. Wobei die enorme Kälte auch Stahl in Schwierigkeiten bringt. Spröde wird das Material, technische Geräte geben gar den Geist auf.

Sanitäre Anlagen versagen im Winter völlig. Sich ausdehnendes Eis lässt Leitungen wie Spielzeug platzen. Viele Monate später folgt der Tauphase der Wasserschaden. Bestens bewährt sich hingegen das Plumpsklo an der Grundgrenze. Die unbequeme Entfernung von dem Holzhaus entpuppt sich im Sommer zum Vorteil. Leichter zu ertragen sind der Gestank und die Belästigung durch die schmarotzenden Fliegen. Ist schließlich das Erdreich verseucht und randvoll mit Fäkalien, wandert die Notdurftstelle eben eine ausgehobene Grube weiter.



Vorfreude auf die Veränderung der Sitzungen im Busch zaubert ein Schmunzeln in mein Gesicht.

Der Blick in die wasserdichte Box meiner kleinen, aber fein abgestimmten Reiseapotheke ernüchtert. Jäh wirft mir die noch vorhandene Stückzahl der Verstopfungstabletten den ausgetüftelten Plan über den Haufen. Seit meiner kalten Hammelfleischverkostung in der Jurte eines Nomaden ist der Vorrat erheblich geschrumpft. Voll in die Hose ging die gutgemeinte Bewirtung. Ich bin ein unfreiwilliges Opfer der landesüblichen Gastfreundschaft. Die Infektion meines Darmes bekomme ich einfach nicht in den Griff. Ungewiss ist die weitere Entwicklung meines Wasserverlustes.

Ich bin kein Prophet, aber ich habe schon so manches Ungemach auf meinen abenteuerlichen Exkursionen erlebt. Den Luxus der allgemeinen Verschwendung wage ich nicht. Göttervater Zeus muss mir wohl seine schützende Hand gereicht haben, um mich vor dem spitzbübisch erdachten Unsinn zu bewahren.

LITERATURLISTE

Meissner, H. O. (1963). Bezaubernde Wildnis. Cotta'sche Buchhandlung: Stuttgart.

Nehberg, R. (1981). Die Kunst zum Überleben. Kabel Verlag GmbH: Hamburg.

Lahnsteiner, J. (1965). Oberpinzgau. Selbstverlag: Hollersbach, Salzburg.

Smith, H. (1976). Die Russen. Scherz Verlag: Bern.

Schicker, D. (1979). Barschangeln. Parey Verlag: Hamburg, Berlin.

Tichy, H. (2012). Das Leben als Reise. Tyrolia-Verlag: Innsbruck-Wien.

NOCH MEHR BUNTE NATUR VON SIGRUN UND GOTTLIEB EDER



*Alle Malvorlagen
zusätzlich in groß mit
leerer Rückseite!*

In diesem Malbuch steckt neben jeder Menge Naturwissen auch viel Ausmalspaß: Wenn die Tiere auf einmal so aussehen, wie sie heißen, kommen FANTATIERE dabei heraus! Waschbär, Brillenkaiman, Blindschleiche, Ohrenqualle, Hufeisenfledermaus, Fischreiher, Ringelrobbe, Gänseblümchengans und über 50 weitere Weltbewohner sowie 11 FANTAPFLANZEN (Fliegenpilz, Frauenschuh, Glockenblume und andere) erzählen in bebilderten Steckbriefen über sich. Auf diese Weise wird die ganze Familie zum Experten für Aussehen, Lebensraum, Lieblingsfutter, Freunde und Feinde der fantastisch gezeichneten Flora und Fauna. Umweltschutz, Artenschutz und Klimaschutz bekommen durch die FANTATIERE und FANTAPFLANZEN ein Gesicht. Witzig geschriebenes Fachwissen für lebendige Biologie.



NOCH MEHR ABENTEUER VON UND MIT WELTENBUMMLER GOTTLIEB EDER



Ein Hornhecht in der Bermuda verstaubt statt im Fangnetz? Blutgierige Stechmücken in der Tundra, die sogar richtige Männer in den Wahnsinn treiben? Eine in der Mongolei langsam kultivierte Darminfektion, die drastische Mittel erfordert? Ach du dickes Ei! Eigentlich hatte Gottlieb Eder nur den Fisch im Sinn und wie man ihn am besten überlisten kann. Doch die vielen abenteuerlichen Reisen über den Oberpinzgau hinaus machen das Zielobjekt immer wieder zum Nebendarsteller. Trotzdem lässt der Angel-Profi auch Nicht-Fischer und Naturliebhaber daran teilhaben, wie man mit List und Tücke Aal, die Vielfalt der Salmoniden und Zander an den Haken bringt. Denn eines ist klar: Das Privileg zu fischen ist ein Geschenk! Und der Traumfisch muss jeden Tag aufs Neue verführt werden, egal ob in der Heimat oder ganz weit weg.



Mongolei! Reiseprospekte und Internet-Recherchen versprochen unglaubliche Eindrücke in den endlosen Weiten der zentralasiatischen Steppe. Doch die Realität sieht anders aus: Das Hotel ist verwaorlost, und die stille Idylle der Jurtensiedlung außerhalb des Speckgürtels von Ulan Bator wird von penetrant stinkenden Plumpsklos ohne fließend Wasser geprägt. Auf den Kulturschock im Moloch der Hauptstadt folgt das ersehnte Naturerlebnis, denn Gottlieb Eder macht sich gemeinsam mit seinen Reisegefährten auf den Weg Richtung sibirische Grenze. Rentiernomaden und unbegradigte Flüsse sind das Ziel für den passionierten Fliegenfischer. Dann jedoch geht es rasant bergab. Und zwar nicht nur im Landcruiser, sondern auch mit seinen Eingeweiden. Bis Gottlieb Eder eines Tages mutterseelenallein durch die Landschaft irrt und seine Körperfunktionen kaum noch aufrechterhalten kann.